

Ausgabe 04/2013 – ISSN 1436-753X

AkademieAktuell

ZEITSCHRIFT DER BAYERISCHEN AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

Schwerpunkt

Archäobotanik, Tropenwälder und die Briefe des jungen Ernst Troeltsch

Aus der Arbeit der Akademie



Bayerische
Akademie der Wissenschaften

Liebe Leserinnen, liebe Leser!

GERSTE, HASELNÜSSE UND SAUBOHNEN – so sah wohl der Speisezettel unserer frühmittelalterlichen Vorfahren im Alpenraum aus. Die Pflanzenreste stammen aus einem verkohlten Nahrungsmittelvorrat, der bei Ausgrabungen auf dem Monte San Martino im Trentino zu Tage kam – ein Glücksfall für die Archäologen der Akademie, die dort erforschen, wie sich der Übergang von der Antike ins Mittelalter vollzogen hat. Bei solchen Funden kann die Archäobotanik oft zusätzliche Erkenntnisse liefern – mehr dazu erfahren Sie in dieser Ausgabe von „Akademie Aktuell“ (S. 24).



ABB.: ARCHIV

Eine „kolossale Korrespondenz“ stellt Friedrich Wilhelm Graf vor: Rund 1.800 Briefe von Ernst Troeltsch werden im Rahmen der Kritischen Gesamtausgabe seiner Werke erstmals ediert. Der neue Band enthält die Briefe des jungen Theologen (S. 6). Unter dem Titel „Historiker für den Nationalsozialismus“ befasst sich Matthias Berg mit der komplexen Persönlichkeit Karl Alexander von Müllers, der 1936 auch das Amt des Akademiepräsidenten antrat (S. 10). Dass bereits Anfang der 1950er Jahre schon einmal über eine Autobahnmaut diskutiert wurde, zeigt Oliver Braun in seinem Beitrag über die bayerischen Ministerratsprotokolle des Jahres 1951 (S. 14). Von Schweinestechern, Patriziern und Glaubensflüchtlingen berichtet Peter Zahn, der den neuesten Band der „Deutschen Inschriften“ über die Friedhöfe der Stadt Nürnberg vorstellt (S. 18). Claudia Deigele erläutert innovative Konzepte zum Schutz und zur Nutzung der Tropenwälder (S. 20). Die Besonderheiten der Dialekte Unter-, Mittel- und Oberfrankens erklären Mechthild Habermann und Alfred Klepsch (S. 28). Birgit Ebersperger stellt die Ergebnisse einer Tagung zu mittelalterlichen Skriptorien vor (S. 44).

Zwei Beiträge widmen sich der Akademiegeschichte: Cornelia Meyer-Stoll beschreibt, wie die Akademie bereits zu Beginn des 19. Jahrhunderts die gewerbliche Produktion von Runkelrübenzucker und Ahornsirup in Bayern unterstützte (S. 32). Helmut Pfothenhauer erklärt, was den Schriftsteller und Satiriker Jean Paul, dessen 250. Geburtstag in diesem Jahr gefeiert wurde, mit der Akademie verband (S. 36).

Prof. Dr. Karl-Heinz Hoffmann
Präsident der Bayerischen Akademie der Wissenschaften

Unser Titel

Auf dem Monte San Martino im Trentino entstand im 5. Jhd. n. Chr. eine Höhensiedlung. Ihr monumentales Nordtor (Blick von Osten) wurde 2010 und 2011 von der Kommission zur vergleichenden Archäologie römischer Alpen- und Donauländer der Bayerischen Akademie der Wissenschaften ausgegraben. Woran die Archäologen dort jüngst gearbeitet haben, lesen Sie ab S. 24. Im Hintergrund, bereits verschneit, ist die Adamello-Gruppe zu sehen (Carè Alto, 3.465 m ü. NN).

ABB.: M. ZAGERMANN

INHALT

Heft 47

Ausgabe
04-2013

AKTUELL

- 5 **Kontrovers und leidenschaftlich:
zweiter BAdW-Fishbowl;**
Freie Plätze im Jungen Kolleg
ausgeschrieben;
Reformkommission nimmt Arbeit auf;
Energieeffizienz von Supercomputern:
neue Projekte am LRZ

NEUERSCHEINUNG

- 6 **Eine kolossale Korrespondenz**
Von Friedrich Wilhelm Graf
- 10 **Historiker für den Nationalsozialismus**
Von Matthias Berg
- 14 **Große Politik und Provinztheater**
Von Oliver Braun
- 18 **ME VIDE IN FIDE**
Von Peter Zahn
- 20 **Schutz und Nutzung von Tropenwäldern**
Von Claudia Deigele

FORSCHUNG

- 24 **Sauwetter, Saubohnen, saubere Ergebnisse**
Von Marcus Zagermann
- 28 **KlöÙe, Stiefel, Lünse – die Dialekte Unter-,
Mittel- und Oberfrankens**
*Von Mechthild Habermann und Alfred
Klepsch*

GESCHICHTE

- 32 **Runkelrübenzucker für Bayern**
Von Cornelia Meyer-Stoll
- 36 **„Ein Sitzchen für meinen Sessions-Hintern“:
Jean Paul und die Bayerische Akademie der
Wissenschaften**
Von Helmut Pfotenhauer

TAGUNG

- 44 **Mittelalterliche Schreibschulen**
Von Birgit Ebersperger

PERSONEN

- 46 **Kurz notiert**
Von Sabine Willner

VORSCHAU

- 48 **Termine Dezember 2013 bis März 2014**

INFO

- 50 **Auf einen Blick**
- 50 **Impressum**



Energieeffizienz von Supercomputern: neue Projekte am LRZ

SCHON HEUTE IST der Energieverbrauch für den Betrieb und die Kühlung von Supercomputern eine große Herausforderung für die Betreiber von Höchstleistungsrechenzentren. Spätestens mit der nächsten Generation von Rechnern im Exaflop-Bereich wird diese Frage kritisch für die Wirtschaftlichkeit solcher Systeme werden. Das Leibniz-Rechenzentrum der Akademie bringt in den nächsten drei Jahren seine Expertise auf diesem Gebiet in die zwei vom BMBF geförderten Projekte FEPA und SIMOPEK ein, um zu erforschen, wie man den Energieverbrauch zukünftiger Superrechner begrenzen kann. „Weltweit gehört das LRZ zu den ersten und führenden Rechenzentren, die sich der großen Herausforderung stellen, die Rechenleistung zukünftiger Supercomputer weiterhin exponentiell zu steigern und dabei den Energiebedarf nur moderat zu erhöhen und deshalb finanzierbar zu halten“, so Arndt Bode, Direktor des LRZ. ■



Schon heute vorbildlich: Mit der Warmwasserkühlung seiner Rechner „SuperMUC“ und „CoolMUC“ beschritt das LRZ erfolgreich Neuland beim energieeffizienten Supercomputing.

Kontrovers und leidenschaftlich: zweiter BAdW-Fishbowl

„DIE BOLOGNA-REFORM: eine gute Idee schlecht umgesetzt?“ – über diese Frage diskutierten am 24. September 2013 Julian Nida-Rümelin (LMU München), Liqiu Meng (TU München), Hans-Ulrich Küpper (LMU München) und Stefano Mulas (PricewaterhouseCoopers) beim zweiten BAdW-Fishbowl gemeinsam mit dem aktuellen Jahrgang der Bayerischen EliteAkademie und den Mitgliedern des Jungen Kollegs der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Der Fishbowl ermöglicht eine dynamische Gesprächskultur: Alle Beteiligten diskutieren auf Augenhöhe, ohne Gefälle zwischen den Experten auf dem Podium und dem Publikum. ■



Reformkommission nimmt Arbeit auf

IM MÄRZ 2013 HAT EINE externe Expertenkommission im Auftrag des Bayerischen Staatsministeriums für Wissenschaft, Forschung und Kunst Vorschläge zur strukturellen Reform der Bayerischen Akademie der Wissenschaften sowie weiterer vom Freistaat Bayern finanzierter außeruniversitärer Forschungseinrichtungen gemacht. Nach Gesprächen mit dem damaligen Staatsminister Wolfgang Heubisch und Ministerpräsident Horst Seehofer hat die Akademie eine Reformkommission gegründet, die seit Ende Juli 2013 tagt und auf der Basis der Evaluierungsergebnisse Vorschläge für die Weiterentwicklung der Akademie erarbeitet. Ihr gehören u. a. Akademiemitglieder, Vertreter der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sowie Mitglieder des Jungen Kollegs an. ■

Freie Plätze im Jungen Kolleg ausgeschrieben

IN IHREM JUNGEN KOLLEG fördert die Akademie seit 2010 herausragende junge Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus Bayern mit innovativen Forschungsvorhaben. Die jüngste Ausschreibung ging mit 44 Bewerbungen vor kurzem zu Ende. Die Auswahlkommission,

bestehend aus Mitgliedern der Akademie, wird die freien Plätze in den nächsten Monaten vergeben. Die neuen Kollegiatinnen und Kollegiaten werden zum 1. März 2014 in das Kolleg aufgenommen, „Akademie Aktuell“ stellt sie im Laufe des kommenden Jahres vor. ■

Eine kolossale Korrespondenz

Der erste Briefband von Ernst Troeltsch bietet die bisher weithin unbekannte Korrespondenz des jungen Theologiestudenten, Münchner Vikars, Göttinger Doktoranden und Bonner Extraordinarius bis zum Jahr 1893.

VON FRIEDRICH WILHELM GRAF

ALS ERNST TROELTSCH AM 1. Februar 1923 im Alter von erst 58 Jahren überraschend in Berlin starb, würdigten ihn in- und ausländische Autoren in mehr als 130 Nachrufen als herausragenden Gelehrten, einflussreichen Wissenschaftsorganisator, politischen Intellektuellen und führenden Vertreter eines Weimarer Gelehrtenrepublikanismus, der um der Stärkung des neuen republikanischen Staates willen auf das Bündnis des liberalen Bürgertums mit der Sozialdemokratie setzte und im vom Krieg gezeichneten Kontinent durch eine „europäische Kultursynthese“ den Abbau von Feindbildern vorantreiben und gemeineuropäische sozial-moralische Orientierungen vermitteln wollte. Aus vielen dieser Memorialtexte sprachen persönliche Bekanntschaft und elementare Betroffenheit. Auch machten die vielen Nekrologe ein sehr weit gespanntes Netz freundschaftlicher Kontakte und akademischer Beziehungen sichtbar. Troeltschs Korrespondenz muss zeitlebens immens gewesen sein. In seinen Berliner Jahren – Troeltsch war zum 1. Mai 1915 von der Heidelberger Universität auf einen eigens für ihn so benannten Lehrstuhl für Religions-, Sozial- und Geschichtsphilosophie und christliche Religionsgeschichte in der Philosophischen Fakultät der Berliner Universität gewechselt – nannte er sie selbst „kolossal“ und „wahnsinnig“, fühlte sich bisweilen gar „halb tot“ unter ihrer Last. Ein großer Teil dieser Korrespondenz wurde allerdings vernichtet. Anders als Marianne Weber, die im Frühsommer 1942 den Nachlass ihres Mannes Max an das Preußische Geheime Staatsarchiv in Berlin-Dahlem abgegeben hatte, lehnte Marta Dietrich-Troeltsch eine entsprechende Bitte des Archivs ab. Ihr Argument: Materialien aus dem Nachlass seien „seinerzeit wohl restlos verarbeitet worden und zum Teil von mir veröffentlicht“. „Irgend etwas, was für die Allgemeinheit Interesse hätte, besitze ich nicht mehr.“

Schwierige Überlieferungslage

Schon in den frühen 1950er Jahren bemühten sich dann einige prominente Historiker der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften und der Präsident des Bundesarchivs intensiv darum, mögliche Reste von Troeltschs Korrespondenznachlass zu finden. Sie hatten dabei aber keinen Erfolg, die Überlieferungslage blieb äußerst dürftig. Noch in den 1980er Jahren waren nur 200 von Troeltsch geschriebene Briefe bekannt.

Seit Beginn der Arbeiten an der Kritischen Gesamtausgabe (KGA) der Werke Ernst Troeltschs hat sich die Situation nun grundlegend verändert. Durch langjährige intensive Recherchen, durchgeführt vor allem von Horst Renz und dem Verfasser, haben sich inzwischen knapp 1.800 Briefe von und an Ernst Troeltsch finden lassen. Sie werden im Rahmen der Troeltsch KGA in vier Bänden ediert. Der erste, besonders spannende Briefband ist soeben erschienen. Er bietet die bisher weithin unbekanntenen Briefe des jungen Theologiestudenten, Münchner Vikars, Göttinger Doktoranden und Bonner Extraordinarius, also die 102 Briefe und 17 Gegenbriefe, die Troeltsch schrieb bzw. erhielt, bevor er im November 1893 im Alter von erst 28 Jahren auf einen berühmten Lehrstuhl für Systematische Theologie in der Theologischen Fakultät der Heidelberger Universität berufen wurde.

Religiöse Suchbewegungen

Der erste überhaupt erhaltene Brief Ernst Troeltschs ist ein Brief vom 7. Dezember 1884 an seinen Vater, dem der damals 19-Jährige zum 52. Geburtstag gratuliert – auch mit einem längeren Gedicht. Dem folgen zahlreiche Briefe des jungen Studenten. Sie spiegeln die konfliktreichen religiösen Suchbewegungen eines ebenso sensiblen wie verletzlichen jungen Mannes, der sich, nicht zuletzt dank der Herkunft aus einem stark naturwissenschaftlich geprägten

bildungsbürgerlichen Elternhaus in Augsburg, an den kognitiven Spannungen zwischen alten christlichen Glaubensvorstellungen und moderner szientifischer Rationalität abarbeitete. Nach dem Ende der Schulzeit am Humanistischen Gymnasium bei St. Anna musste Troeltsch seit Oktober 1883 in Augsburg sein Militärpflichtjahr ableisten. Parallel dazu immatrikulierte er sich für propädeutische Vorlesungen am Königlichen Lyzeum der alten trikonfessionellen Reichsstadt, das der Studienvorbereitung angehender katholischer Theologen diene. Ein Schwergewicht lag hier auf der Philosophie und der Kunstgeschichte. Man kann den Studienbeginn an einem dezidiert katholischen Institut als Ausdruck des Interesses deuten, trotz allen Kulturkampfes das andere große Christentum in Deutschland ein Stück weit von innen her kennen zu lernen.

Muse, Adler (Symbol des Zeus wie des Evangelisten Johannes) mit Schreibfeder im Schnabel und Verbindungs-Zirkel. Eröffnungsblatt zum Sommersemester 1885 im 13. „Anonymus“-Band der Uttenruthia.

Als Fux in der Uttenruthia

Am symbolträchtigen 31. Oktober 1884 immatrikulierte Troeltsch sich an der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen. Vier Tage später wurde er als Fux in die studentische Verbindung Uttenruthia aufgenommen, eine nicht-schlagende christliche, genauer: protestantische Verbindung mit sehr hehren Prinzipien sittlicher Lebensführung und entschiedener Charakterbildung durch wissenschaftlichen Ernst im Studium und dichten intellektuellen wie geselligen Austausch zwischen den Verbindungsbrüdern.

Eine besondere Quelle sind hier die von Horst Renz entdeckten 26 Briefe, die Troeltsch im Studium an seinen Kommilitonen und Leibburschen Julius Braun schrieb. Sie lassen ebenso wie zahlreiche Briefe an den engen Verbindungsfreund Wilhelm Bousset, der später ein weltberühmter religionsgeschichtlich arbeitender Neutestamentler wurde, das außerordentlich hohe Gewicht erkennen, das die intensiven philosophischen wie theologischen Debatten in der Uttenruthia für die hier sich vergesellschaftenden jungen Männer hatten. Fundamentale erkenntnistheoretische Fragen wurden ebenso intensiv diskutiert wie philosophische und theologische Neuerscheinungen. Immer wieder ging es um Fragen der „Weltanschauung“, das



„Verhältnis von Religion und Politik“, die Autonomie der Kunst, aber auch die harten Gegensätze zwischen einer idealistisch gestimmten Weltdeutung und modernen naturwissenschaftlichen, entscheidend von Darwin geprägten Erkenntnissen. Man ließ die anderen an den eigenen Fragen, neuen Entdeckungen, Lektüren und Suchbewegungen teilnehmen. „Ach ich habe ja ein so unendliches Bedürfnis, daß irgend jemand das, was ich will, mit versteht, mit empfindet und billigt“, schreibt Troeltsch im September 1889 an Bousset, seinen „lieben Mohr“. Zugleich werden Konflikte in der Verbindung sichtbar: Streit um von Troeltsch eingeklagte moralische Prinzipien, Auseinandersetzungen um den bisweilen homoerotisch anmutenden dichten Freundschaftskultus zwischen jungen Füxen und ihren älteren Burschen, politischer Dissens über die Rolle Preußens im kleindeutschen neuen Reich.

Neugieriger Kunstbetrachter

Gerade die Briefe der drei Berliner Studiensemester zeigen Troeltsch nicht nur als einen begeisterten Anhänger der Hohenzollern, der besonders gern bei Heinrich von Treitschke hört, sondern auch als einen ästhetisch überaus neugierigen Kunstbetrachter, der bewusst in die Nähe der Museumsinsel zieht, um möglichst oft die großen Museen aufsuchen zu können – bevor er abends ins Konzert oder ins Theater geht. Auch als Münchner Vikar an der Kirche St. Markus besucht Troeltsch immer wieder Galerien und Ausstellungen. Es ist kennzeichnend, dass seine erste Veröffentlichung ein Bericht „Von der Münchener Kunstausstellung“ 1888 im alten Glaspalast ist. Je intensiver Troeltsch sich mit Kunst beschäftigte, desto mehr gewann sie den Rang einer existentiell konstitutiven, unausweichlichen Sphäre wahren menschlichen Lebens. Aus Berlin schrieb er an Julius Braun: „... die Kunst, welche hier studirt werden kann, wie wohl nirgends mehr in Deutschland, hat mich durch das Problem des Schönen geradezu verfolgt u gequält; ich habe nun aber im Museum mein Studium u Nachdenken wohl auch belohnt gefunden, indem ich mich einer Lösung des Rätsels zu nähern glaube; es kann mich nichts mehr empören, als wenn die Kunst immer nur den Appendix zu irgend welchen andern Dingen bildet [...], u in der traditionellen Verbindung Kunst u Wissenschaft gedankenlos als notwendiger Luxusgegenstand traktirt wird. Sie ist mit ein Lebelement des Menschen u gehört mehr oder minder mit zu seinem täglichen Brod.“

Quelle zur Sozialisation eines wilhelminischen Bildungsbürgers

Zur akademischen Sozialisation junger wilhelminischer Bildungsbürger sind nur wenige Quellen erschlossen. Das gibt der Korrespondenz des jungen Ernst Troeltsch ein besonderes Gewicht. Seine Briefe spiegeln auch quälende Einsichten in die starken inneren Spannungen der wilhelminischen Klassengesellschaft. Bei Militärübungen erfährt der junge Theologe all jene harten Milieugegensätze, die zum Teil in aggressiver Kirchenkritik und überhaupt im Kampf gegen das Christentum Gestalt gewinnen. Als Kameraden ihn als einen klerikalen Weichling verhöhnen und durch diverse andere zotige Beleidigungen seine „Ehre verletzen“, kann Troeltsch als Uttenreuther eine Forderung zum Duell leider nicht annehmen – was ihn unter den angehenden Offiziersanwärtern abermals isoliert.

Als Münchner Vikar nimmt er seine dienstlichen Pflichten vor allem als Armenseelsorger überaus ernst, weiß aber auch, dass die religiöse Rede eines kirchlichen Amtsträgers und die analytisch kritische Reflexivität des akademischen Theologen durch einen kaum noch überbrückbaren breiten garstigen Graben getrennt bleiben. Die Wissenschaft insgesamt und speziell auch das eigene Fach sieht der bisweilen hochfahrende, von Verbindungsbrüdern als intellektuell allzu elitär und überhaupt arrogant kritisierte Troeltsch zunehmend kritisch. Seit 1885 spricht er immer wieder von „meinem Realismus“. Damit bezeichnet er die Absage an den als Abiturient noch formulierten Anspruch, gute Wissenschaft, und hier insbesondere Philosophie und Theologie, müssten eine einheitliche, in Gestalt eines „Systems“ explizierte Weltansicht entwickeln. Eine irgendwie geschlossene „Weltrechnung“ ließe sich nicht erstellen, und weder Deduktion aus ersten Prinzipien noch Induktion aus Erfahrung könne wirklich letztgültige Erkenntnisse bieten. Wissenschaft könne immer nur „mannigfache, tastende Erklärungen“ und Hypothesen liefern, sei aber zu abschließender Erkenntnis nicht fähig. „Was ist Wissenschaft?“, fragt der 23-jährige. „Ich strebe hier vor allem nach der Härte und Bestimmtheit der tatsächlichen Wahrheit mit Verzicht auf die Sehnsucht nach Geschlossenheit. Überall ist das Alltägliche, das unbemerkt unserm Leben zu Grunde liegende das Wichtigste u überall sind nur Versuche, nur Ungeföhres.“ Gerade der Philosoph und Theologe müsse die irreduzible und spannungsreiche Pluralität ganz unterschiedlicher Lebenswelten und Sinndeutungen aushalten und im Eigenrecht des Individuellen einen legitimen Ausdruck religiöser Wahrheit sehen. Zunehmend räumte der junge Troeltsch ein, in den vielfältigen Spannungen zwischen theoretischer Vernunft und elementarem Herzensglauben ein bleibend gespaltenen Mensch zu sein: „Inzwischen bin ich theoretisch Skeptiker, praktisch ein gewöhnlicher Frommer.“

DER AUTOR

Prof. Dr. Friedrich Wilhelm Graf ist o. Professor für Systematische Theologie und Ethik an der LMU München. Er ist Mitglied der Bayerischen Akademie der Wissenschaften und u. a. Vorsitzender ihrer Kommission für Theologiegeschichtsforschung, in deren Auftrag die Kritische Gesamtausgabe der Werke von Ernst Troeltsch entsteht.

Literatur

Ernst Troeltsch, Briefe I (1884–1894), hrsg. von Friedrich Wilhelm Graf in Zusammenarbeit mit Volker Bendig, Harald Hauray und Alexander Seelos (Ernst Troeltsch. Kritische Gesamtausgabe, i. A. der Kommission für Theologiegeschichtsforschung der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, hrsg. v. Friedrich Wilhelm Graf, Christian Albrecht, Gangolf Hübinger, Bd. 18), de Gruyter, Berlin/New York 2013, XVII + 463 S.

Historiker für den Nationalsozialismus

Der Münchner Historiker Karl Alexander von Müller (1882–1964) war der einflussreichste Vertreter der deutschen Geschichtswissenschaft zwischen 1933 und 1945. Sein Wirken wird nun erstmals in einer biographischen Studie untersucht.

VON MATTHIAS BERG

IM MITTELPUNKT DES Buches steht die wissenschaftliche Biographie Müllers vor dem Hintergrund der Entwicklung von wissenschaftlicher und populärer Geschichtsschreibung sowie Universitäten und Forschungsinstitutionen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Ein Schwerpunkt der Darstellung liegt in der Zeit des Nationalsozialismus, denn Müller wurde nach 1933 zum führenden deutschen Historiker. Aber auch die frühen Jahre, sein Weg in den Nationalsozialismus und seine Versuche zur Rückkehr nach 1945 erfahren Aufmerksamkeit.

Jugend und Erster Weltkrieg

Das Königreich Bayern, in dessen Metropole München Müller 1882 geboren wurde, befand sich seit längerem in einem politischen, wirtschaftlichen, aber auch kulturellen Veränderungs- und Modernisierungsprozess. Müllers Vater, Ludwig August von Müller, zählte als Kabinettssekretär Ludwigs II. und späterer Kultusminister zur politischen Elite des bayerischen Staates. Die Herkunft Müllers war groß- bzw. bildungsbürgerlich, von elitären Zügen gekennzeichnet, jedoch zugleich dezidiert leistungsorientiert. Müller studierte Rechtswissenschaft in München, auch als Rhodes-Stipendiat für ein Jahr im englischen Oxford, wechselte aber schließlich zur Geschichtswissenschaft. Schon mit seiner 1908 abgeschlossenen Dissertation erregte er Aufmerksamkeit unter den deutschen Historikern. Als Mitarbeiter der Historischen



Abb. 1: Karl Alexander von Müllers offizielles Porträt zum 60. Geburtstag im Dezember 1942.

Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften schlug er eine „klassische“ Nachwuchskarriere ein.

„Sie sind ja ein Schriftsteller!“ – bereits 1912 erhielt Müller mit diesem Zuruf des Berliner Geschichtswissenschaftlers Max Lenz das seinen wissenschaftlichen Lebensweg begleitende Etikett. Vor allem der Ausbruch des Krieges motivierte Müller, sich verstärkt publizistisch zu engagieren. Zunächst hatte er sich, wie viele junge Männer aus dem städtischen, akademisch gebildeten Bürgertum, freiwillig zur Front gemeldet, war aber



bald aus gesundheitlichen Gründen ausgemustert worden. Als historisch-politischer Autor und Mitherausgeber der „Süddeutschen Monatshefte“ gewann er rasch an Prominenz.

Zwischen Enttäuschung und Ankunft

Doch sollte sein ausgesprochen nationalistisches, den Krieg befürwortendes Engagement bald eine Enttäuschung erfahren. In der deutschen Öffentlichkeit, auch unter den Historikern, entbrannte seit 1916 eine heftige Debatte angesichts des Kriegsverlaufs. Während die eine Seite für einen „Verständigungsfrieden“ mit den Kriegsgegnern optierte, sammelten sich auf der anderen Seite die Befürworter eines unbedingten „Siegfriedens“. Müller zählte zu Letzteren. Niederlage und Untergang des Kaiserreichs im November 1918 erfuhr er als bitteren Verlust, den er der Weimarer Republik anlastete. Vor allem gegen den Versailler Vertrag, aber auch gegen Demokratie und Parlamentarismus schrieb er als Publizist weiterhin an, setzte in die 1920er Jahre hinein den „Krieg im Frieden“ fort. Auch mit der entstehenden nationalsozialistischen Bewegung und Adolf Hitler war er bekannt, ohne sich jedoch eindeutig zu engagieren. Als die Weimarer Republik seit Mitte der 1920er Jahre an Stabilität gewann, reduzierte Müller seine publizistischen Auftritte.

Seine Karriere als Historiker war hingegen weit- aus weniger von raschen Erfolgen gekrönt. Zwar hatte sich Müller noch während des Weltkrieges habilitieren können und wurde im Oktober 1917 zum Syndikus der Bayerischen Akademie der Wis-

senschaften bestellt – eine wissenschaftsorganisatorische Schlüsselstellung, die zum Ausgangspunkt seiner institutionellen Karriere werden sollte. Das publizistische Engagement hatte jedoch seinen Preis: Als wissenschaftlicher Autor war Müller wenig in Erscheinung getreten. Für seine stilistische Brillanz und die öffentlichkeitswirksamen Artikel zollten ihm seine Historikerkollegen Anerkennung, doch um einen Lehrstuhl zu erlangen, musste er wissenschaftliche Meriten erwerben. Nachdem er 1919 einen Ruf nach Karlsruhe abgelehnt hatte, scheiterten im Laufe der 1920er Jahre vier Berufungen Müllers – teils galt er als wissenschaftlich zu wenig ausgewiesen, teils eilte ihm sein Ruf als politischer Gegner der Weimarer Republik voraus. Schließlich konnte Müller in der historischen Disziplin aber doch genügend Ansehen gewinnen, um 1928 zum Professor für bayerische Landesgeschichte an der Münchner Universität berufen zu werden, auch wenn seine Buchveröffentlichungen über Karl Sand und Joseph von Görres populärsgeschichtlich orientiert waren.

Abb. 2: Müller mit seiner Ehefrau Irma. Um 1920.

Dieser „Ankunft“ als Historiker folgte 1933 Müllers zweite, politische Ankunft im NS-Staat. Zwangsläufig war diese keineswegs, denn unter seinen engsten Freunden befanden sich konservative, monarchisch geprägte Gegner des Nationalsozialismus. Doch Müller entschied sich für die Nationalsozialisten, übernahm rasch erste Ämter und trat im August 1933, gefördert von seinem früheren Studenten Rudolf Hess, auch in die NSDAP ein.

Historiker für den Nationalsozialismus

Die Machtergreifung der Nationalsozialisten versprach Müller, die ersehnte politische Einigkeit einer „Volksgemeinschaft“ endlich erleben zu dürfen. Aber auch als Historiker hatte er nun ein Ziel vor Augen: die Integration der deutschen Geschichtswissenschaft in den Nationalsozialismus, die „Versöhnung“ traditioneller Historiographie mit den Ansprüchen des NS-Staates – keine bloße „Gleichschaltung“, sondern die Schaffung einer politisch, institutionell und paradigmatisch geeinten „Volksgemeinschaft“ der Historiker. Die Erfahrung einer Spaltung nicht zuletzt der deutschen Geschichtswissenschaft in der Kriegszieldebatte hatte seit 1916 Müllers Denken geprägt. Der NS-Staat gab jetzt das politische Vorbild, dem der Historiker und Wissenschaftsfunktionär Müller folgte.

An der ideologischen Zuverlässigkeit Müllers musste das NS-Regime nicht zweifeln, doch war dies nicht allein ausschlaggebend für seinen Aufstieg. Zahlreiche Nationalsozialisten wollten



Abb. 3: Karl Alexander von Müller (3. v. r.) auf einer Tagung der „Forschungsabteilung Judenfrage“, am Pult sein Schüler Wilhelm Grau, links daneben Walter Frank.

sich dem Wissenschaftsbetrieb mit hohem Gestaltungsanspruch widmen. Müller aber blieb zudem, trotz der Übernahme von NS-Ämtern, für die Vertreter der etablierten Geschichtswissenschaft ein vertrauenswürdiger „Kollege“. Er wurde zum Mittler zwischen traditioneller und nationalsozialistischer Geschichtswissenschaft. An der Münchner Universität übernahm er den wichtigsten Geschichtslehrstuhl und wurde 1935 als Nachfolger Friedrich Meineckes Herausgeber des zentralen Periodikums der Disziplin, der „Historischen Zeitschrift“. Zugleich förderte er die Karrieren seiner nationalsozialistisch ausgerichteten Schüler wie Walter Frank und Wilhelm Grau. In der antisemitischen „Judenforschung“ avancierte Grau zum führenden Protagonisten, unterstützt von Müller, der der Münchner „Forschungsabteilung Judenfrage“ vorstand. Mit all seinen Fähigkeiten, auch mit seinem vor 1933 erworbenen Ansehen, mit allen persönlichen und institutionellen Verbindungen wirkte Müller nun als Historiker für den Nationalsozialismus.

Präsident der Bayerischen Akademie der Wissenschaften

Für die nationalsozialistische Wissenschaftspolitik wurde Müller zu einer unverzichtbaren Schlüsselfigur. Als im Laufe des Jahres 1935 die Präsidentschaft der Bayerischen Akademie der Wissenschaften vakant wurde, setzte das Reichswissenschaftsministerium gegen den Willen der Akademie Müller als Präsidenten ein. Für Müller sprach zudem dessen Ansehen innerhalb der Akademie, zu deren ordentlichem Mitglied er bereits 1928 gewählt worden war. Auch in der Historischen Akademie der Wissenschaften war Müller seit langem ein angesehenes Mitglied und als langjähriger Sekretär an ihrer Leitung beteiligt. Erneut konnte er seine doppelte Wahrnehmung – als angesehener Historiker wie als zuverlässiger Nationalsozialist – für die Belange des NS-Staates einsetzen. Geschickt moderierend, doch in der Sache konsequent, organisierte er die Eingliederung der Akademie in das nationalsozialistische Wissenschaftssystem. Aber er blieb auf die zumindest passive Akzeptanz der Akademiemitglieder angewiesen. Als 1943 die sich abzeichnende Kriegsniederlage die Bindekräfte des NS-Staates schwinden ließ, verlor Müller sein Amt als Präsident, weil er sich einer Wahl durch die Mitglieder nicht stellen wollte.

Literatur

Matthias Berg, Karl Alexander von Müller. Historiker für den Nationalsozialismus (≈ Schriftenreihe der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Bd. 88), Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2014, ISBN 978-3-525-36013-2, ca. 600 S., ca. 79,00 Euro.

Zuvor war mit Kurt Huber ein enger Freund Müllers wegen seiner Beteiligung am Widerstand der „Weißen Rose“ zum Tode verurteilt und hingerichtet worden. Müller kannte Huber seit langem und war im Nationalsozialismus der wichtigste Fürsprecher und Unterstützer Hubers, dessen akademische Karriere wenig erfolgreich verlief. Doch unternahm er nach der Verhaftung seines Freundes im Februar 1943, ausweislich der vielfach untersuchten Quellen, nichts. Im Gegensatz zu Huber war Müller kein Gegner des Nationalsozialismus. Er missbilligte Facetten seiner Herrschaft, teilte einige Aspekte der nationalsozialistischen Ideologie nicht, war aber für den Erfolg des NS-Staates bereit, dies hinzunehmen.

Untergang und Rückkehr

Nach 1945 verlor Müller sämtliche Ämter, die Bayerische Akademie der Wissenschaften verließ er, ein Ausschlussverfahren vor Augen, „freiwillig“.



Vom angesehenen, einflussreichen Münchner Geschichtswissenschaftler stürzte er in die ländliche Isolation in Rottach-Egern, zumindest formal vom Arbeitsamt als Heilkräutersammler beschäftigt. In den folgenden Jahren befasste er sich unablässig mit seiner Rolle im Nationalsozialismus bzw. mit einer möglichst günstigen Darstellung seines Wirkens. Zahllose der berühmt-berüchtigten „Persilscheine“ sammelte er unter Freunden, Kollegen und Schülern. Im Frühjahr 1948 schließlich sprach seine Spruchkammer ein mildes Urteil – der führende Historiker im NS-Staat wurde zum Mitläufer erklärt. Anschließend gelang es Müller,

seine Entlassung in eine Pensionierung umzuwandeln. Materiell war sein Lebensabend nun gesichert, doch würde es ihm gelingen, auch als Autor und Historiker zurückzukehren?

In der universitären Geschichtswissenschaft, im Wissenschaftsbetrieb generell tat sich Müller mit einer vollständigen Rehabilitierung sehr schwer. Sein hohes Ansehen war bereits im Nationalsozialismus von symbolischem Gehalt gewesen, unter umgekehrten Vorzeichen blieb Müller nun ein Symbol. Sein Ausschluss wurde für eine Reihe von Institutionen zur symbolischen Entnazifizierung. Nur selten oder nach vielen Anläufen – so bei seiner Emeritierung 1956 – gelangte Müller an sein Ziel einer vollgültigen Wiederaufnahme. Zudem änderten sich die Themen und Methoden der Historiker; Müllers essayistische, an „großen Männern“, an Staat und Politik orientierte Geschichtsschreibung fand kaum noch Beachtung.

Als populärhistorischer Autor hingegen konnte Müller erfolgreich reüssieren, vor allem mit dem ersten von drei Erinnerungsbänden, dem 1951 veröffentlichten „Aus Gärten der Vergangenheit“. Gewidmet der eigenen Kindheit und Jugend, endete das Buch nicht zufällig im Sommer vor dem Ersten Weltkrieg. Mit seiner Verklärung der „Welt vor 1914“ bot Müller sich wie dem verunsicherten deutschen Bildungsbürgertum ein historisches Interpretament an, das zum einen die Zeit des Nationalsozialismus ausblendete und zum anderen trotzdem historische Kontinuität zu wahren verstand. Auch als vor allem regionalgeschichtlicher Autor, nicht zuletzt im Bayerischen Rundfunk, gewann er ein treues Publikum. Für seinen Beitrag zur „Erfindung“ Bayerns nach dem Zweiten Weltkrieg erhielt Müller vielfach gesellschaft-

liche Anerkennung und wurde 1961 mit dem Bayerischen Verdienstorden ausgezeichnet.

Eine wissenschaftlich hinreichende, kritische Auseinandersetzung mit der Karriere Müllers als Historiker und Publizist zwischen Kaiserreich und Bundesrepublik blieb nach seinem Tod 1964 jedoch für lange Zeit aus. Diese liegt mit der nun erschienenen Studie vor, für die Müllers Nachlass, mehr als 40 weitere Archive sowie seine Schriften ausgewertet wurden.

Abb. 4: Karl Alexander von Müller im Gespräch mit Theodor Heuss in der Bayerischen Akademie der Schönen Künste. Juni 1954.

DER AUTOR

Dr. Matthias Berg ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Geschichtswissenschaften der Humboldt-Universität zu Berlin.

Große Politik und Provinztheater

Seit 1995 erscheinen in zwei- bis dreijährigem Publikationsrhythmus die Bände der Editionsreihe „Die Protokolle des Bayerischen Ministerrats 1945–1954“. Der siebte Teilband der Edition dokumentiert das erste Regierungsjahr 1951 des Kabinetts unter dem alten und neuen Ministerpräsidenten Hans Ehard von der CSU.

VON OLIVER BRAUN

Abb. 1: Vereidigung des alten und neuen Ministerpräsidenten Hans Ehard (CSU) durch den Landtagspräsidenten Georg Stang (CSU) unmittelbar nach seiner Wiederwahl am 18. Dezember 1950.

DAS KABINETT EHARD III war, nachdem die Christlich-Soziale Union seit dem Auseinanderbrechen der ersten CSU-SPD-Koalition im September 1947 vorübergehend in alleiniger Regierungsverantwortung gestanden hatte, wieder eine Neuauflage der Großen Koalition – diesmal allerdings gezwungenermaßen: Die CSU war in der Landtagswahl vom 26. November 1950 in der Wählergunst von komfortablen 52,3 % bei der Landtagswahl von 1946 auf jetzt nur noch 27,4 % abgestürzt. Zum ersten und einzigen Male in der bayerischen Nachkriegsgeschichte wurde sie von der SPD überflügelt (28 %), und nur dank zweier Überhangmandate erhielt sie einen Landtagssitz mehr als die Sozialdemokraten. Neu auf der politischen Landtagsbühne waren die radikal-föderalistische Bayernpartei mit 17,9 %, die wohl erheblich im Wählerpool der CSU gewildert hatte, und die Flüchtlingspartei Block der Heimatvertriebenen und Entrechteten/Deutsche Gemeinschaft (BHE/DG) mit 12,3 % Stimmenanteil.

Die Landtagswahlen 1950: Entzauberung der CSU und Koalitionspoker

Ministerpräsident Ehard hatte bereits während des Wahlkampfes von zwei Seiten unter deutlichem Druck gestanden, ein Bündnis mit der Bayernpartei einzugehen. Bundeskanzler Konrad Adenauer und der CSU-Bundesfinanzminister Fritz Schäffer wünschten zur Sicherung ihrer knappen Regierungsmehrheit in Bonn entsprechende bürgerliche Regierungskonstellationen auf Landesebene, und Teile der CSU unter der Wortführerschaft Alois Hundhammers sahen in der Bayernpartei gleichermaßen die ideologisch-schweltanschauliche kleinere Schwester. Koalitionspläne mit der SPD bezeichnete Hundhammer gar als „widernatürlich“. Hans Ehard aber stand einer Koalition mit der Bayernpartei höchst skeptisch gegenüber: Deren Führungspersonal agierte oftmals undiplomatisch und unberechenbar, und vor allem fürchtete Ehard, dass die radikal-föderalistische Bayernpartei die Idee des



Föderalismus diskreditieren und somit die gerade erst mühsam gefestigte Position der Länder im Bundesrat schwächen könnte. Es war daher ein Glücksfall für Hans Ehard, der im Dezember 1950 in alle Richtungen Koalitionssondierungen vornahm, dass auf den Hang der Bayernpartei zum Skandal Verlass war und diese sich selbst aus dem Rennen warf: Nach einem Verbalangriff des BP-Vorsitzenden Joseph Baumgartner gegen die Vertriebenen vor dem Deutschen Bundestag erklärte der Block der Heimatvertriebenen und Entrechteten, der als dritter Mitspieler einer Koalition aus CSU und Bayernpartei unverzichtbar gewesen wäre, eine Zusammenarbeit für unmöglich. Der Weg für eine erneute große Koalition – unter Beteiligung der Flüchtlingspartei BHE als Juniorpartner – in Bayern war frei.

Das neue Kabinett – bewährte Kräfte und politische Novizen

Prominentestes Opfer der Regierungsneubildung war der frühere Kultusminister und CSU-Fraktionsvorsitzende im Bayerischen Landtag Alois Hundhammer. Die bayerische SPD hatte einen in



Teilen stark personalisierten Wahlkampf geführt und die Ablösung des konservativen Hundhammer („Weg mit dem Schatten“) zur Grundbedingung einer Regierungsbeteiligung gemacht. Die Option zur Übernahme des Landwirtschaftsministeriums lehnte Hundhammer – stolz, starrköpfig, persönlich tief verletzt – kategorisch ab. Er sollte im Mai 1951 als Nachfolger des verstorbenen Georg Stang zum Landtagspräsidenten gewählt werden. Abschied nehmen musste auch der bisherige CSU-Innenminister Willi Anker-müller, dessen Posten nun der neue Stellvertretende Ministerpräsident Wilhelm Hoegner von der SPD übernahm. Neben dem Innenministerium erhielt die SPD das Finanzressort unter den Ministern Rudolf Zorn – der das Amt wegen seiner Verpflichtungen beim Bayerischen Sparkassen- und Giroverband aber von Anfang an und erklärtermaßen nur bis Mitte des Jahres 1951 ausüben wollte – und dessen Nachfolger Friedrich Zietsch sowie das Arbeitsministerium unter Richard Oechsle. Mit Justizminister Josef Müller, Wirtschaftsminister Hanns Seidel und Landwirtschaftsminister Alois Schlögl verblieben altbekannte CSU-Gesichter im Kabinett; Gleiches gilt für den neuen Kultusminister und früheren Innenstaatssekretär Josef Schwalber. Verzichtet wurde bei der Regierungsbildung auf die Ernennung

eines Verkehrsministers, da das Bayerische Staatsministerium für Verkehr im Jahre 1951 aufgelöst und in das Wirtschaftsministerium überführt wurde.

Parteilpolitische Neuzugänge im Kabinett waren die beiden BHE-Vertreter Theodor Oberländer als Staatssekretär für das Flüchtlingswesen und Willi Guthsmuths als Wirtschaftsstaatssekretär. Gemeinsam mit dem parteilosen, aber der CSU nahestehenden neuen Finanzstaatssekretär Richard Ringelmann, vormals Ministerialdirektor im Finanzministerium, standen diese beiden Personalien aber auch für ein weiteres Novum: Mit Oberländer, Guthsmuths und Ringelmann waren erstmalig in der bayerischen Nachkriegsgeschichte Persönlichkeiten im Kabinett vertreten, deren Reputation mit Blick auf ihre NS-Vergangenheit nicht völlig frei von Trübungen war. Ringelmanns Berufung zum bayerischen Finanzminister etwa war Anfang 1950 noch an seiner früheren NSDAP-Mitgliedschaft gescheitert. Den Agrarwissenschaftler und Nationalökonom Theodor Oberländer, Freikorpsmitglied, Teilnehmer am Marsch auf die Münchner Feld-

Abb. 2: Vereidigung der Mitglieder des Rumpfkabinetts Ehard III am 18. Dezember 1950 im Bayerischen Landtag. Vorne (von l. n. r.): Arbeitsminister Richard Oechsle (SPD), Innenminister und Stellv. Ministerpräsident Wilhelm Hoegner (SPD), Justizminister Josef Müller (CSU), Landwirtschaftsminister Alois Schlögl (CSU), Wirtschaftsminister Hanns Seidel (CSU); hintere Reihe (von l. n. r.): Wirtschaftsstaatssekretär Willi Guthsmuths (BHE), Innenstaatssekretär für das Flüchtlingswesen Theodor Oberländer (BHE), Landwirtschaftsstaatssekretär Johann Maag (SPD, im Bild verdeckt), Arbeitsstaatssekretär Heinrich Krehle (CSU), Finanzstaatssekretär Richard Ringelmann (parteilos). Erst am 3. Januar 1951 war das Kabinett mit der Vereidigung von Kultusminister Josef Schwalber, Kultusstaatssekretär Eduard Brenner (SPD), Finanzminister Wolfgang Zorn (SPD) und Innenstaatssekretär Paul Nerretter (CSU) vollständig.

herrnhalle 1923 und von 1933 bis 1945 wissenschaftlich sehr stark in der so genannten Ostforschung engagiert, holte seine Vergangenheit erst als Bundespolitiker ein: 1960 musste Oberländer, seit 1953 Bundesminister für Vertriebene, wegen Vorwürfen bezüglich seiner NS-Verstrickung von seinem Amt zurücktreten.

Das neue Kabinett Ehard III sah sich im Regierungsjahr 1951 einem enormen Arbeitspensum gegenüber. Der Ministerrat kam 1951 zu nicht weniger als 77 Sitzungen zusammen. Der nun vorliegende Editionsband dokumentiert die Arbeitsleistung des Kabinetts allein durch seinen Umfang: Die rund 1.200 Seiten reiner Protokolltext haben eine Publikation in zwei Teilbänden nötig gemacht.

Abb. 3 und 4: Soldaten der US-Army auf dem durch britische Fliegerbomben zerstörten Obersalzberg und am Kehlsteinhaus bei Berchtesgaden. Das „Führergelände“ wurde 1951 an den Freistaat zurückgegeben. Aufnahmen unbekanntem Datum, wahrscheinlich Anfang Mai 1945.

Die Bundespolitik: Legislative Meilensteine – und die Autobahnmaut

Die Rahmenbedingungen der Regierungstätigkeit waren im Jahre 1951 in der Tat besondere – auf Bundes- wie auf Landesebene. Mit Blick auf Erstere ist hier zu verweisen auf den geradezu explosionsartigen Anstieg der so genannten „Bundesratsangelegenheiten“. Unter diesem allgemein formulierten Tagesordnungspunkt finden sich in den Protokollen zum Teil bis zu 40 Unterpunkte. Oftmals handelte es sich dabei um Angelegenheiten von vergleichsweise geringfügiger politischer Relevanz – wie beispielsweise die Verordnung über eine Zählung von Obstbäumen und Beerensträuchern vom 22. Juni 1951. Das Jahr 1951 brachte aber auch Grundsatzentscheidungen über große bundespolitische Gesetzesvorhaben: etwa das Lastenausgleichsgesetz vom 14. August 1952, mit dem abschließend ein Instrument für die Entschädigung und die Rentenversorgung der Kriegsgeschädigten und Vertriebenen geschaffen wurde. Auf den Weg gebracht wurde auch das Bundesvertriebenengesetz vom 19. Mai 1953. Zu erwähnen ist ferner natürlich das für die junge bundesrepublikanische soziale Marktwirtschaft so zentrale Gesetz über die Mitbestimmung in der Montanindustrie vom 21. Mai 1951. Nicht zu vergessen ist in diesem Zusammenhang schließlich auch die Gründung der Europäischen Gemeinschaft für Kohle und Stahl als Nukleus der europäischen Einigung am 18. April 1951.

All diese Gesetzesvorhaben der Bundesregierung fanden im Bayerischen Ministerrat zumeist vorbehaltlose Unterstützung. Etwas anders aber sah es aus bei der Errichtung zweier zentraler Institutionen: Bei der endgültigen Errichtung des Bundesverfassungsgerichts, das im September 1951 seine Arbeit aufnahm, ver-

suchte die bayerische Regierung – vergeblich – die Besetzung des Gerichts mit ausgewiesenen föderalistisch gesonnenen Persönlichkeiten durchzusetzen. Größeren Erfolg hatte man dann bei der Entscheidung über den Sitz der neuen Bundesanstalt für Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung, die nach Nürnberg kam. Bundeskanzler Adenauer hatte sich hier für Koblenz eingesetzt.

Schließlich gab es da noch die Frage der Autobahngebühr, offenbar ein Dauerbrenner in der bundesrepublikanischen Zeitgeschichte, der übrigens damals wie heute mit annähernd gleichlautenden Argumenten diskutiert wurde. Wohl ganz anders, als es heute zu erwarten wäre, stimmte das bayerische Kabinett der Gesetzesvorlage der Bundesregierung nur mit sehr verhaltener Begeisterung zu, bevor die anderen Länder das Vorhaben im Bundesrat endgültig stoppten.

Die Landespolitik: Misswirtschaft, Glücksspiel und Demokratisierung

Mehr unerwartete Arbeit und auch politischen Ärger bereitete der Regierung die bayerische Landespolitik. Kaum im Amt, wurde das Kabinett Ende Januar von der Schließung des Bayerischen Landesentschädigungsamtes durch deutsche und amerikanische Staatsanwälte überrascht,



DER AUTOR

Dr. Oliver Braun ist wissenschaftlicher Mitarbeiter der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften und ediert die Protokolle des Bayerischen Ministerrats.

es standen hier Vorwürfe bezüglich finanzieller Unregelmäßigkeiten im Raum. Nur wenig später geriet die Regierung in Bedrängnis, weil die Kosten beim prestigeträchtigen Wiederaufbau des Münchner Residenztheaters völlig aus dem Ruder gelaufen waren. Ein Untersuchungsausschuss im Landtag war die Folge. An weiteren zentralen Ereignissen des Jahres 1951 sind nur beispielhaft zu nennen der vom Staatsministerium der Finanzen forcierte Ankauf einer 26%igen Beteiligung an der oberpfälzischen Maximilianshütte von der Friedrich Flick KG oder die von Innenminister Hoegner energisch vorangetriebene Kommunalgesetzgebung: Von der US-Besatzungsmacht schon lange angemahnt, aber von der CSU stets dilatorisch behandelt, sollte nun mit der neuen Gemeinde-, Landkreis- und Bezirksordnung endlich die durchgehende Demokratisierung der öffentlichen Verwaltung erreicht werden. Schließlich das Glücksspiel – unter dem Druck der Fremdenverkehrslobby und gebunden an einen entsprechenden Landtagsbeschluss, musste die Staatsregierung entgegen eigener Überzeugung einen Gesetzentwurf zur Lockerung der Spielbankkonzessionierung vorlegen. Praktischerweise betätigte der Bayerische Senat hier die legislative Notbremse. Denn das Glücksspiel, so die ablehnende Begründung der Senatoren, „entspreche nicht den Interessen des Landes“, es „vernehrt die Arbeit und den arbeitenden Menschen, es verführt die Jugendlichen und es untergräbt die sittliche Autorität des Staates“.

Die größten Herausforderungen für die Staatsregierung ergaben sich 1951 zweifelsohne aus der Politik der Amerikaner: Zwar tendierte die unmittelbare politische Einflussnahme der Besatzungsmacht unter der zurückhaltenden Amtsführung des Landeskommissars George N. Shuster mittlerweile gegen null, allerdings wirkten nunmehr die militärischen Aktivitäten der US-Armee in die bayerische Politik hinein. Aufgrund der alliierten Truppenverstärkungen in Westeuropa in Folge des Koreakrieges mussten in Bayern 28 Kasernen zur Unterbringung amerikanischer Einheiten geräumt werden. Dies stellte die Flüchtlingsverwaltung vor das enorme logistische Problem einer umfassenden Umsiedlungsaktion, waren diese Kasernen doch zumeist mit Flüchtlingen belegt, die dort nicht nur wohnten, sondern oftmals auch Wirtschaftsbetriebe unterhielten. Damit nicht genug, verlangte die US-Armee auch einen weiteren Truppenübungsplatz mit einer Größe von rund 150 Quadratkilometern. Der zunächst ins Auge gefasste Übungsplatz bei Hammelburg in Unterfranken stieß auf die vehemente Ablehnung der Staatsregierung. Ministerpräsident Ehard geriet hier in Konflikt mit Bundeskanzler Adenauer, da die neue Dienst-

stelle Blank in Bonn, Vorläuferin des Bundesverteidigungsministeriums, eigenmächtig und weitgehend ohne Heranziehung bayerischer Stellen mit der US-Armee verhandelte. Ehard griff schließlich zur Ultima Ratio und drohte Adenauer gegenüber mit seinem Rücktritt als Ministerpräsident und der Aufkündigung der CDU/CSU-Fraktionsgemeinschaft im Deutschen Bundestag. Die Errichtung des neuen Truppenübungsplatzes erfolgte schließlich im oberpfälzischen Hohenfels. Weitere wichtige Beispiele für amerikanische Einflüsse auf die bayerische Politik sind die Überführung der Flüchtlingslager der International Refugee Organisation in die bayerische Verwaltung oder die Rückübertragung des beschlagnahmten „Führergeländes“ Oberlzalberg bei Berchtesgaden an den Freistaat.

Die Ministerratsprotokolle 1951 spiegeln in umfassender und detaillierter Weise die mannigfachen Facetten bayerischer Regierungspolitik in der Frühphase der bundesrepublikanischen Geschichte wider. Die in den Protokollen dokumentierte ungemein rege Gesetzgebungstätigkeit auf Bundes- wie auf Landesebene steht auf der einen Seite für eine nachhaltige Normalisierung und „Veralltäglichsung“ des Politikbetriebes zwei Jahre nach Ende der Besatzungszeit. Auf der anderen Seite jedoch ist die Bewältigung der unmittelbaren Kriegsfolgen in den Protokollen immer noch präsent: Die Lebensmittelversorgung, die Preispolitik und -kontrolle, Bewirtschaftungsmaßnahmen und Wirtschaftslenkung oder die Sicherung der Energieversorgung sind nach wie vor immer wiederkehrende, wenn nicht streckenweise die beherrschenden Fragen. Um es aus bajuwarischer Perspektive exemplarisch auf den Punkt zu bringen: Einer Bierpreiserhöhung, so der Stellvertretende Ministerpräsident Wilhelm Hoegner und Arbeitsminister Oechsle im Ministerrat vom 31. Juli 1951, müsse aus „sozialen und politischen Gründen“ entschieden entgegengetreten werden. ■



Abb. 5: Der Freistaat, verdunkelt vom tiefen Schatten des Kultusministers Alois Hundhammer. Der Landtagswahlkampf der bayerischen Sozialdemokratie war 1950 stark geprägt von der Kritik an der konservativen Kulturpolitik des CSU-Ministers, der in Bayern u. a. das Bekenntnisschulprinzip wieder etabliert hatte und sich hartnäckig gegen eine Reform der Lehrerausbildung, insbesondere die akademische Ausbildung der Volksschullehrer, sträubte. Die Ablösung Hundhammers als Kultusminister war die nicht verhandelbare Hauptforderung der SPD in den Koalitionsverhandlungen, die schließlich zum Fall des „schwarzen Alois“ führte.

Literatur

Die Protokolle des Bayerischen Ministerrats 1945–1954. Das Kabinett Ehard III. 18. Dezember 1950 bis 14. Dezember 1954. Bd. 1: 20.12.1950–28.12.1951, hrsg. von der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften durch Andreas Wirsching und von der Generaldirektion der Staatlichen Archive Bayerns durch Margit Ksoll-Marcon, bearb. von Oliver Braun, München 2013, ISBN 978-3-486-70934-6.

Neuerscheinung

ME VIDE IN FIDE

Von Schweinestechern, Patriziern und Glaubensflüchtlingen: Die Kommission für die Herausgabe der Deutschen Inschriften des Mittelalters und der frühen Neuzeit schließt mit dem dritten Band die Edition der Inschriften der historischen Friedhöfe der Stadt Nürnberg ab.

VON PETER ZAHN



Abb. 1: Johannisfriedhof Nürnberg: ME VIDE IN FIDE-Inschrift über dem Ostportal der Friedhofserweiterung von 1652.

DER DRITTE UND LETZTE Band der Inschriften der Stadt Nürnberg erscheint nur wenige Jahre nach dem zweiten (2008). Der raschen Fertigstellung kamen die Vorarbeiten zugute, die schon in den 1960er Jahren den Grundstein gelegt und bei der Wiederaufnahme der Arbeiten in den 1990er Jahren die Fundamente des Baues weiter erhöht haben. Der Band beendet die Edition der Inschriften der 1518/20 außerhalb der Mauern Nürnbergs angelegten Begräbnisplätze bis zum Jahr 1650.

Inschriften von St. Johannis, St. Rochus und des Friedhofs der Vorstadt Wöhrd

Mit dem Zeitraum von 1609 bis 1650 umfasst der Band das letzte Drittel des früher schon in drei Epochen gegliederten Bestandes. Er enthält 1.627 Beschreibungen von Inschriften und Inschriftengruppen der Friedhöfe St. Johannis, St. Rochus (einschließlich deren Bauten) und des ehemaligen Friedhofs der Vorstadt Wöhrd. Im Original oder in Fotografie sind aus diesem Zeitraum 851 Inschriften erhalten, 776 in Abschrift oder Druck. Das Material ist (und war) fast ausschließlich

Messingguss. Diese Messing-Epitaphien waren eine Nürnberger Spezialität, bereits im 15. Jahrhundert auch für den Export.

In seiner Nummernfolge schließt Band III an den zweiten Teilband an, der rund 1.500 Inschriften der Zeit von 1581 bis 1608 beschreibt. Wie dieser enthält Band III auf einer beigelegten DVD die Abbildungen aller im Original oder im Foto erhaltenen Inschriften. Die Pause zwischen den einzelnen Bänden (Band I war bereits im Jahr 1972 erschienen) machte auch eine Reihe von Ergänzungen nötig. Der vorliegende Band enthält daher differenzierte Gesamtregister, die alle drei Bände erschließen und den Zugang zu den insgesamt rund 4.500 Inschriften und zu den rund 18.000 Personen, Orten, Künstlern und Kunsthandwerkern, den dargestellten Handwerksgeräten, Wappen und Bildszenen sowie den Liedern und Versen erlauben.

Auch die in ihrer Mehrzahl angewandte Schrift ist eine Nürnberger Spezialität: Die kurz nach 1500 in Nürnberg erfundene Fraktur findet sogleich mit dem Beginn der Friedhofsanlagen 1518/20 in ihren Großbuchstaben (Versalien) Verwendung, neben den humanistisch geprägten Schriften der Kapitalis und der Humanistischen



Literatur

Die Inschriften der Stadt Nürnberg. Die Friedhöfe St. Johannis, St. Rochus und Wöhrd zu Nürnberg, Teil 3 (1609–1650), ges. u. bearb. v. Peter Zahn (Die Deutschen Inschriften 90, Münchner Reihe 16), 2 Teile, XLIII, 1.038 S. und 40 Taf. mit 132 Abb., 1 DVD, Reichert Verlag, Wiesbaden 2013, ISBN 978-3-89500-953-2, 118,00 Euro.

ALLE ABB.: AUS DEN VORGESTELLTEN BÄNDEN

Minuskel und ihren kursiven Spielarten. In den Kleinbuchstaben (Gemeinen) beherrscht die Gotische Minuskel das Bild bis in die 70er Jahre des 16. Jahrhunderts, von da an jedoch die vollständig ausgeprägte Fraktur.

Die Reichsstadt auf der Höhe ihres Wohlstandes

Insgesamt nennen die Texte, Kommentare und Register in Band III wieder mehr als 4.000 Personen, rund ein Sechstel der damaligen Einwohner Nürnbergs. In den Inschriften begegnen uns Handwerker, Krämer und Großkaufleute, Geistliche, Juristen, Ärzte, Amtsleute und Patrizier, ferner Glaubensflüchtlinge aus Norditalien, den Niederlanden und Österreich, die ihre internationalen Handelsbeziehungen in die neue Heimat mitbringen. Besonderes Gewicht wurde erneut auf die Biographien der in den Inschriften und Kommentaren genannten Personen gelegt. Nürnberg ist auf der Höhe seines Wohlstandes, rüstet gegen Ende des 16. Jahrhunderts und noch am Vorabend des

Dreißigjährigen Krieges die atlantische und pazifische Schifffahrt aus und liefert Waffen und Kriegsgerät an die Parteien der großen europäischen Auseinandersetzungen. Aus der Vielfalt der Inschriftentexte, Wappen, Haus-, Handels- und Handwerkszeichen, der Bildszenen aus dem Alten und dem Neuen Testament und der Ornamentformen zwischen der Spätrenaissance und dem Barock ist auf den Epitaphien ein Abbild des materiellen und geistigen Lebens der Reichsstadt erhalten geblieben, deren reiche Zeugnisse innerhalb der Mauern durch den Bombenkrieg unwiderruflich vernichtet worden sind.

Der Zeitraum von 1609 bis 1650 ergab sich aus der Dreiteilung des schon in den 1960er Jahren gesammelten Materials. Die Grenze von 1650 war nicht immer unumstritten: Während der Bearbeitung des ersten Bandes wurde sogar ihre Herabsetzung auf das Jahr 1500 diskutiert, was unter anderem auch dazu führte, dass der Bearbeiter damals den Berufsweg des Bibliothekars einschlug. Inzwischen ist für einige Bände der Gesamtreihe „Die Deutschen Inschriften“ aus guten Gründen die Grenze über 1650 hinaus erweitert worden. Für die Nürnberger Friedhöfe stand dies nicht zur Debatte.

Spätere Inschriften

Ein vierter Nürnberger Band, der von 1651 bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts reichen könnte, enthielte etwa 645 erhaltene Epitaphien, davon 503 auf dem Johannisfriedhof und 142 auf dem Rochusfriedhof, vermutlich wohl mit der gleichen Anzahl an abgegangenen Objekten. Deren Ermittlung stieße allerdings an Grenzen: Die älteren gedruckten Inventare reichen nur bis 1682 und 1736, die verlorengegangenen Inschriften aus späteren Jahren könnten daher nur in handschriftlichen Quellen der Archive und Bibliotheken ermittelt werden. Die noch erhaltenen Inschriften ergäben jedoch einen stattlichen Band von rund 800 bis 1.000 Nummern. In ihm wäre das Nürnberg des Barock und Rokoko, des Biedermeier und der beginnenden Industrialisierung in würdiger Weise vertreten. Ein solches Projekt muss einer neuen Generation und wohl einer anderen Institution vorbehalten bleiben. Aber auch so ist die Folge der drei Nürnberger Bände mit ihren über 4.500 Inschriften ein gelungenes Beispiel für ein Langzeitprojekt, nicht zuletzt für den Bearbeiter und Autor, der sich seinem 80. Lebensjahr nähert.

Abb. 2: Ehem. Johannisfriedhof, Grab 614 des Hanns Hiebner, Schweinestecher, um 1580 (6 x 20 cm). Die „Seustecher“ waren Lohnschlächter und mussten amtlich bestallt und vereidigt sein. Sie schlachteten und verarbeiteten Schweine außerhalb des Metzgerhandwerks und stellten gegen Lohn Würste her. Das Wurstmaß in Originalgröße, das älteste dieser Art, zeigt in zwei Längen die kleine Nürnberger Rostbratwurst (7,8 cm lang, 1,7 cm dick), und die größere Bratwurst (11,5 cm lang). – Das Epitaph ist leider nur als Foto von 1963 erhalten, das Original wurde 1972 aus dem Germanischen Museum gestohlen.

Abb. 3: Johannisfriedhof Nürnberg, Grab 649: auf dem Pult das Epitaph für Albrecht Dürer († 1528) mit der von Willibald Pirckheimer († 1530) veranlassenen lateinischen Inschrift, darunter die „1521“ datierte kleine Tafel der Schwiegereltern Hans Frey († 1523) und Anna Rummel († 1521) mit deren Wappen sowie die 1681 angebrachte Gedenk-inschrift für Albrecht Dürer, eine Stiftung des Malers Joachim von Sandrart.

DER AUTOR

*Prof. Dr. Peter Zahn, Bibliotheks-
direktor a. D. und emeritierter
Professor für Bibliothekswissen-
schaft an der Humboldt-Uni-
versität zu Berlin, zuvor an der
Freien Universität Berlin, war
von 1965 bis 1968 wissenschaft-
licher Mitarbeiter der Inscrif-
tenkommission der Bayerischen
Akademie der Wissenschaften
und ist seit 2003 Mitglied dieser
Kommission.*



Abb. 1: Typische Landschaft im Bereich des Bergregenwaldes in Südecuador. Im Hintergrund aufgelassene Weideflächen, im Vordergrund Reste des Naturwaldes.

Biodiversität

Schutz und Nutzung von Tropenwäldern

Wie kann man Tropenwälder schützen und zugleich naturverträglich nutzen? Verschiedene Lösungsansätze standen im April 2013 im Mittelpunkt einer Fachtagung der Kommission für Ökologie. Der zugehörige Berichtband ist nun erschienen.

VON CLAUDIA DEIGELE

DURCH MENSCHLICHE Eingriffe und natürliche Ereignisse gehen jährlich weltweit etwa 13 Millionen Hektar Waldfläche verloren, das Meiste davon in den Tropen (23,3° nördliche und südliche Breite). Die zerstörten Flächen werden vor allem landwirtschaftlich genutzt, z. B. für den kleinbäuerlichen Wanderfeldbau oder in großem Maßstab für Plantagen zur stofflichen oder energetischen Nutzung. Dies gefährdet sowohl die Humusvorräte und damit die Bodenfruchtbarkeit als auch die Biodiversität und hat Auswirkungen auf den globalen Kohlenstoffhaushalt. Klassische Instrumente des Naturschutzes wie die Ausweisung von Schutzgebieten scheitern oft am Widerstand der lokalen Bevölkerung, die von der Nutzung der Wälder lebt. Wie kann diese also naturverträglich und nachhaltig gestaltet werden? Der folgende Beitrag gibt einen Überblick über die auf der Fachtagung diskutierten Lösungsansätze.

Wälder in den Tropen

Neben immergrünen Tiefland- und Bergregenwäldern in Äquatornähe, die in dem Berichtband im Vordergrund stehen, zählen laubabwerfende Feucht- und Monsunwälder sowie, in Gebieten mit langen Dürreperioden, Trockenwälder zu den Tropenwäldern. Weiter wird unterschieden zwischen ursprünglichen Primär- oder Naturwäldern und mehr oder weniger stark gestörten Sekundärwäldern. Während Erstere ein geschlossenes Kronendach und mehrere Schichten Unterholz aufweisen und nur wenig Licht auf den Boden durchlassen, ist bei Letzteren die Kronenstruktur zum Teil stark aufgebrochen, so dass sich eine üppige Bodenvegetation entwickeln kann. Der Begriff Sekundärwald umfasst ein breites Spektrum, von weitgehend naturnahen Wäldern mit nur geringen menschlichen Eingriffen über Agroforstsysteme bis hin zu aufgeforsteten ehemaligen Weideflächen.

Was als Wald angesehen werden kann, ist weitgehend eine Frage der Definition, z. B. ob Plantagen zur Palmöl- oder Naturkautschukgewinnung als Wald zählen oder nicht. Nachdem die verschiedenen Länder hier nicht immer einheitlich vorgehen und in manchen Ländern auch die Datengrundlage zu wünschen übriglässt, müssen die nationalen Angaben zu Waldflächen sehr kritisch betrachtet werden.

Die Bedeutung nationaler Waldinventuren

Sollen über Kompensationszahlungen die Entwaldung in einem Land verhindert und die Wiederaufforstung gefördert werden – wie dies im Modell REDD+ (Reducing Emissions from Deforestation and Forest Degradation) z. B. im Rahmen der UN-Klimarahmenkonvention diskutiert wird –, so müssen belastbare Daten vorliegen, die den Erfolg der entsprechenden Maßnahmen belegen. In den meisten Ländern betroffenen Ländern mangelt es jedoch an Geld und der nötigen Expertise, um nationale Waldinventuren regelmäßig und ordnungsgemäß durchzuführen, sowie an der Institutionalisierung einer Einrichtung, die die Daten langfristig für Vergleichszwecke bereithält. Weiter beeinflussen unterschiedliche Aufnahmemethoden – stichprobenbasierte Feldaufnahmen vor Ort oder Daten aus der Fernerkundung – und die Qualität der allometrischen Modelle, mit denen aus direkt messbaren Daten die nicht unmittelbar messbaren wie Holzvolumen, Biomasse und Kohlenstoffvorrat eines Waldes abgeleitet werden, das Ergebnis einer Waldinventur.

Kakao und Kautschuk: Monokultur versus Agroforstsystem

Das Hauptanbaugebiet von Kautschuk (*Hevea brasiliensis*) liegt in Südostasien in der Greater Mekong Subregion. Neu angelegte Plantagen liefern nach sieben Jahren erstmals Ertrag. Die weitere Nutzungsdauer liegt bei etwa 20 Jahren, dann werden die Plantagen gerodet und neu angepflanzt. Da Kautschuk nur im tropischen Klima in Höhen unter 1.000 m gedeiht und die Anbaugebiete in Südchina weitgehend ausgeschöpft sind (Abb. 2), geht speziell der immense Bedarf Chinas zunehmend zu Lasten der Naturwälder im Nordosten von Myanmar und im Norden von Laos. Diese zählen zu einem der weltweit größten Biodiversitäts-Hotspots, also zu Gebieten, in denen eine große Zahl an endemischen Pflanzen- und Tierarten vorkommt, deren Natur in besonderem Maße bedroht ist.

Auf Sumatra wird Kautschuk dagegen als so genannter Jungle Rubber im ausgedünnten Naturwald angebaut – ein durchaus vielfältiges und artenreiches System, sofern sozioökonomisch gut eingebunden. Auch beim Kakaoanbau ist es in kleinbäuerlichen Agroforstsystemen möglich,

hohe Erträge mit einer hohen Artenvielfalt und sogar mit der Förderung von funktionell für die Stabilität der Agrarökosysteme wichtigen Arten zu verbinden, vorausgesetzt, in dem System verbleibt z. B. eine Mindestzahl von Schattenbäumen (bei möglichst hoher Artenzahl), Blattstreu und Totholz werden nicht entfernt, Reste des Primärwaldes bleiben in Nähe des Agroforstsystems erhalten, und der Einsatz von Pestiziden wird vermieden oder minimiert.

Möglichkeiten und Grenzen des Naturschutzes

Dass ein wirksamer Schutz von Tropenwäldern nur zusammen mit den dort ansässigen Menschen, die von der Nutzung des Waldes leben, gelingen kann, zeigen verschiedene Beispiele in dem Berichtband. Die Verantwortung lokaler Gemeinden zu stärken, ist dabei ebenso notwendig wie eine nachhaltige Landnutzungsplanung und Ressourcennutzung: Naturschutz wird so zu einer Art der besonderen Entwicklung im ländlichen Raum mit Nutzungseinschränkungen. Dazu

Abb. 2: Waldrodungen für die Anlage neuer Kautschukplantagen in Xishuangbanna, Süd-Yunnan, China, 2008.



gehört u. a., dass die Institutionen der Armutsbekämpfung und der humanitären Hilfe die ökologischen Zusammenhänge stärker berücksichtigen. Der Schutz tropischer Wälder braucht eine Landnutzung, die ökologisch, ökonomisch und sozial nachhaltig ist. Letztlich muss der Druck, zusätzliche Flächen zur landwirtschaftlichen

Abb. 3: In dem kleinen Gebiet der RBSF (Südecuador) wurden bisher über 160 Eois-Arten (Geometridae) beschrieben.

Nutzung zur Verfügung zu stellen, gelockert werden, indem eine gemäßigte Nutzung auch in Schutzgebieten ermöglicht wird.

Südecuador: ein Hotspot der Biodiversität

Der Bergregenwald in Südecuador zählt zu den globalen Biodiversitäts-Hotspots. Seit Ende der 1990er Jahre untersuchen Forschergruppen in einem etwa 10 km² großen Gebiet, der Reserva Biológica San Francisco (RBSF) im San-Francisco-Tal im Norden des Podocarpus-Nationalparks, die Böden, die Wasserverhältnisse, das Klima, die Pflanzen- und Tierwelt sowie die Landnutzungsänderungen. Exemplarisch stellt der Band die hohe Artenvielfalt an Epiphyten (Aufsitzerpflanzen) und an Geometriden (spannerartige Nachtfalter, Abb. 3) vor. Allein in der RBSF wurden bisher über 1.450 Arten von Geometriden beobachtet (zum Vergleich: Europa [10,2 Mio. km²]: 975 Arten, Borneo [743.330 km²]: 1.100 Arten).

Die hohe Biodiversität tropischer Wälder ist evolutionärer und ökologischer Ausdruck des Mangels. Mehr als 80 % der weltweiten Tropenwälder wachsen auf stark verarmten, alten und ausgelaugten Böden. Die nachschaffende Kraft der Verwitterung, wie wir sie von unseren Böden kennen, fehlt; die zum Wachstum benötigten Mineralstoffe stammen im Wesentlichen aus der Zersetzung toter Biomasse und aus der Luft („Saharastaub“).

DIE AUTORIN

Dr. Claudia Deigele ist wissenschaftliche Sekretärin der Kommission für Ökologie der Bayerischen Akademie der Wissenschaften.

Literatur

Bayerische Akademie der Wissenschaften (Hrsg.), Schutz und Nutzung von Tropenwäldern (≈ Rundgespräche der Kommission für Ökologie, Bd. 42), Verlag Dr. Friedrich Pfeil, München 2013, 160 S., ISBN 978-3-89937-156-7, 25,00 Euro.



Der Wald ist daher in einer Art von Gleichgewicht und erzeugt keine „nutzbaren Überschüsse“, entsprechend ist die gegenwärtige Form des Raubbaus in den Tropen nicht nachhaltig. Eine gemäßigte Waldnutzung ist nur auf jungen, vulkanischen, noch fruchtbaren Böden möglich, wie es sie in Java, Bali und Mittelamerika gibt, sowie in Fluss-oasen, in denen Nährstoffe eingetragen werden. So lassen Bergregenwälder, wie sie in der RBSF erforscht werden, unter bestimmten Umständen eine moderate, nachhaltige, die Biodiversität erhaltende Nutzung durch die örtliche Bevölkerung zu.

Indigene Gruppen in Ecuador ...

Im Rahmen eines ethnoökologischen Forschungsansatzes werden die Lebensformen indigener Gruppen intensiv untersucht. Die Shuar, die auf ca. 900 bis 1.400 m Höhe leben, sind typische Waldbewohner. Neben der Bewirtschaftung ihrer Wald- und Hausgärten im Wanderfeldbau, der mit etwa vier Jahren Anbauperiode und 24 bis 30 Jahren Brache auf kleinen Parzellen sowohl boden- als auch vegetationschonend ist, sind sie v. a. als Fischer und Jäger sowie als Sammler von Waldprodukten tätig. Die Saraguro leben als Gebirgsbauern und Viehzüchter in den mittleren Höhenlagen der Anden zwischen 1.700 und 2.800 m v. a. von der Rinderhaltung. Entsprechend unterscheiden sich die beiden Gruppen in der Anzahl der genutzten Pflanzenarten und in Anzahl und Art der Nutzungen, z. B. für medizinische Zwecke, als Nahrungsergänzung oder Baumaterial (Tab. 1).

... und Wandel der Landnutzung

Seit etwa 50 Jahren findet im Gebiet der RBSF ein beschleunigter Landnutzungswandel statt: Der Naturwald wird in Talnähe v. a. von Neusiedlern abgebrannt und durch eine ausgedehnte Weidelandschaft zur Milchproduktion ersetzt. Nach mehreren Brandzyklen werden die gepflanzten Weidegräser (Setaria u. a.) jedoch durch den für das Vieh giftigen Adlerfarn (Pteridium arachnoideum) verdrängt, sodass die Farmer die befallenen

Weiden aufgeben und mit neuen Weideflächen in immer höhere Lagen und schwerer zugängliches Gelände vordringen (s. Abb. 1). Setzt sich diese Dynamik ungebremst fort, würde 2070 kein Naturwald außerhalb des Podocarpus-Nationalparks mehr zu finden sein. Um die Weiden länger in Nutzung zu halten, hat sich eine Kombination aus (sehr arbeitsaufwändigem) Abschneiden der Farnwedel, Ausbringung eines klassischen Kombiherbizids und Düngung der Weiden als wirkungsvollste Maßnahme herausgestellt.

Eine Aufforstung aufgelassener Weideflächen mit autochthonen, d. h. am Standort natürlicherweise vorkommenden Baumarten zur forstlichen Nutzung (Abb. 4) könnte sowohl die Einkommenssituation der Kleinbauern verbessern als auch einen wesentlichen Beitrag zum Erhalt der Artenvielfalt leisten. Die Arbeiten in Ecuador zeigen, dass dazu nicht nur eine Vielzahl entsprechender Baumschulen geschaffen, sondern aufgrund der heterogenen kleinräumigen Standortsbedingungen umfangreiche Vorkenntnisse erarbeitet und zur Verfügung gestellt werden müssen. Dazu gehören u. a. phänologische Kalender, um die Gewinnung des Saatguts zu erleichtern, und Tabellenblätter, in denen die waldbaulich relevanten ökologischen Merkmale einer Baumart zusammengestellt sind.

Dass in dem untersuchten Bergregenwald in Südecuador eine sehr gemäßigte Waldnutzung nachhaltig möglich ist, zeigt ein Auflichtungs-experiment, bei dem einzelne Bäume (maximal 32 pro Hektar) gefällt wurden, um das Wachstum von benachbarten Bäumen mit hohem Holzwert zu fördern. Aufgrund der ungünstigen Standortfaktoren ist diese Art der Waldnutzung jedoch bei weitem nicht mit der in Hochleistungsplantagen aus Koniferen auf besten Standorten zu vergleichen. Der Durchmesser der geförderten Bäume wuchs in 1,30 m Höhe maximal um 3 bis 5 mm pro Jahr. Auch die Naturverjüngung hat von der moderaten Auflichtung bislang wenig profitiert und legt aufgrund des immer noch sehr dichten Kronendachs nur ein geringes Höhenwachstum an den Tag. Waldbau im Bergregenwald erfordert daher nicht nur großes forstliches und ökologisches Wissen, sondern auch sehr viel Geduld.

| | Shuar | Saraguro |
|------------------------------------|--------------|--------------|
| Gesamtzahl genutzter Pflanzenarten | 314 | 226 |
| Gesamtzahl der Nutzungen | 489 | 292 |
| • Kulturpflanzen | 158 (32,3 %) | 148 (50,7 %) |
| • Ruderalpflanzen | 118 (24,1 %) | 123 (42,1 %) |
| • Waldpflanzen | 213 (43,6 %) | 21 (7,2 %) |

Ist eine nachhaltige Nutzung möglich?

Aus den Forschungsergebnissen in Südecuador ergeben sich eine Reihe von Bausteinen für eine nachhaltige Landnutzung: Traditionelle Produktionsweisen, die sich bereits als nachhaltig erwiesen haben, sind ebenso Bestandteil wie eine vorsichtige, sehr eingeschränkte Nutzung des Naturwaldes sowie die Wiedereinrichtung aufgelassener Weiden oder deren Wiederaufforstung mit autochthonen Baumarten. In einem ökonomischen Modell kann berechnet werden, welche Auswirkungen Kompensationszahlungen für das Nicht-Abholzen des Waldes und Finanzhilfen für die Rekultivierung aufgelassener Weideflächen auf die Landnutzung haben und wie sich dies auf die CO₂-Emissionen und auf die Nahrungsmittelproduktion in Ecuador auswirkt.

Der Berichtband enthält Beiträge von Jörg Bendix (Marburg), Konrad Fiedler (Wien), Robbert Gradstein (Paris), Christoph Kleinn (Göttingen), Thomas Knoke (Freising), Konrad Martin (Hohenheim), Reinhard Mosandl (Organisator der Tagung, Freising), Manfred Niekisch (Frankfurt), Perdita Pohle (Erlangen), Josef H. Reichholf (Neuötting), Teja Tschardtke (Göttingen) und Michael Weber (Freising).

Tab. 1: Pflanzennutzung zweier indigener Gruppen in Ecuador.

Abb. 4: Anreicherungs-pflanzen mit heimischen Baumarten in einer Kiefernplantage, Südecuador.



Grabung

Sauwetter, Saubohnen, saubere Ergebnisse

Die Archäobotanik bereichert archäologische Forschungen ganz wesentlich, wie eine Kooperation auf dem Monte San Martino im Trentino zeigt. Dort werden pflanzliche Grabungsfunde untersucht, darunter ein verkohlter frühmittelalterlicher Nahrungsmittelvorrat.

VON MARCUS ZAGERMANN

WIE VOLLZOG SICH IM mittleren Alpenraum der Übergang von der Antike ins Mittelalter? Diese Frage untersucht die Kommission zur vergleichenden Archäologie römischer Alpen- und Donauländer in einem ihrer Forschungsschwerpunkte. Das Vorhaben wird im Rahmen des Akademienprogramms vom Bund und vom Freistaat Bayern gefördert.

Eine besondere Rolle spielen in dieser Übergangszeit befestigte Höhengiedlungen: Während diese Siedlungsform in den Friedenszeiten des 2. und 3. Jahrhunderts nur geringe Bedeutung hatte, werden Höhengiedlungen ab dem späten 3. Jahrhundert wichtig, weil die Zeiten unruhiger und unsicherer werden, und sie behalten ihre Bedeutung bis in das 6./7. Jahrhundert hinein. Befestigte Höhengiedlungen entstehen damals in vielen Gegenden des spätrömischen Reiches und darüber hinaus. Jede Region kennzeichnen dabei eigene Charakteristika. Im heutigen Südtirol und vor allem im Trentino ist die Ausgangslage besonders viel versprechend: Zahlreiche solcher Plätze sind im Gelände lokalisierbar, und wir kennen ihre Namen durch die frühmittelalterliche Überlieferung. So berichtet z. B. Paulus Diaconus im 8. Jahrhundert von Kriegswirren in der Langobardenzeit (vor allem am Ende des 6. Jahrhunderts). Auch das Fundmaterial dieser Plätze zeigt, wie wichtig sie seit den letzten Jahren Westroms (Mitte 5. Jahrhundert), der Zeit der ostrogotischen Herrschaft (476–555) und der Langobardenzeit (ab 568) waren. Viele Fragen knüpfen sich an diese Festungen (*castra*) und machen sie für die Erforschung der Übergangszeit, die Europa so stark geprägt hat, zu einem Schlüsselbefund: Wer waren die Bewohner bzw. Nutzer dieser Plätze? Entstanden sie auf staatliche oder private Initiative der lokalen Bevölke-

rung? Dienten sie als Dauersiedlung, wurden sie nur bei Gefahr aufgesucht, oder waren es befestigte Depots für wichtige Güter und Vorräte? Änderte sich die Rolle dieser Plätze nach ihrer Gründungsphase in der spätrömischen Zeit, als zuerst Ostrogoten und später Langobarden die Herrschaft ausübten?

Ausgrabung auf dem Monte San Martino

In einer Kooperation mit der Soprintendenza per i beni architettonici e archeologici in Trento (Projektleitung für die Soprintendenza: Enrico Cavada) und der Comune di Comano Terme führt die Kommission seit 2008 jährlich Ausgrabungskampagnen auf einer dieser Höhengiedlungen durch. Der Monte San Martino di Lundo/Lomaso liegt in strategischer Position in den äußeren judikarischen Tälern auf 985 m Meereshöhe auf einem Ausläufer des Monte Casale (Abb. 1). Die Lage ist verkehrsgeographisch höchst bedeutsam, denn die Talschaft war in der Spätantike eine wichtige Alternativroute zur alten römischen Straße im Etschtal (*via Claudia Augusta*). Nach Süden hin besteht über den Passo San Giovanni eine schnelle Anbindung an den schiffbaren Gardasee. Die Festung ist gekennzeichnet durch eine massive Umwehrung in Mörtelbauweise,





der eine weitere, unvermörtelte vorgelagert ist. Ein monumentales Nordtor ist bekannt und wird ein Pendant im Süden gehabt haben. Im Verlauf der Umfassungsmauer lehnen sich kleinere Anbauten an diese, sie entstanden gleichzeitig mit der Umwehrung. Den Festungscharakter unterstreicht ein Turm im Süden. Von Beginn an gehörte eine Kirche zur Anlage, darin fanden sich Bestattungen des 6./7. Jahrhunderts.

In zwei unterschiedlichen Teilaspekten arbeitet die Kommission seit 2012 mit dem Institut für Botanik der Universität Innsbruck zusammen. Es handelt sich zum einen um eine vegetationsgeschichtliche Studie im Zusammenhang mit der Untersuchung des regionalen Umfelds der Siedlung, zum anderen wird ein verkohlter Nahrungsmittelvorrat erforscht, der während der Grabung 2012 auf dem Berg ans Licht kam.

Der Fundplatz und sein Umfeld – Naturwissenschaft und Archäologie

Eine Siedlung kann nur in Kenntnis ihres regionalen Umfelds verstanden werden. Die Siedlungskammer, zu der San Martino gehört, stellen die äußeren judikarischen Täler dar. Untersucht wird daher in dieser Talschaft auch die Siedlungsentwicklung von der späten Römerzeit bis ins frühe Mittelalter (ca. 300–600 n. Chr.). In der Antike gab es hier ein Heilbad, Heiligtümer und mehre-

re ländliche Siedlungen, die noch nicht genauer einzuordnen sind. Sehr wahrscheinlich ist eine starke landwirtschaftliche Komponente. Zum Ende der Antike verändert sich die Siedlungsstruktur jedoch, und es entstehen an drei Plätzen befestigte Höhengründungen, darunter San Martino di Lundo/Lomaso. Die Kommission sammelt nun Informationen zu allen römischen bzw. frühmittelalterlichen Fundplätzen aus der Gegend und sichtet das dort zu Tage gekommene Fundmaterial, um so die Entwicklung dieser Talschaft zu skizzieren.

Unterstützt werden die Forschungen erheblich durch den ergänzenden botanischen Blickwinkel, der ein ganz anderes Quellenmaterial im Fokus hat als die Archäologen: Es gibt in der Talschaft mehrere Plätze mit Mooren. Während der bis heute andauernden Entstehung dieser Moore haben sich in den Ablagerungen über die Jahrhunderte hinweg Pollen verschiedener Pflanzen in den Torfschichten erhalten. Über Bohrkern werden diese Torfschichten fortlaufend beprobt, daraus die Pollen chemisch extrahiert, mikroskopisch bestimmt und quantifiziert. Das Alter der Ablagerungen wird durch mehrere Radiokarbondatierungen verschiedener Torfschichten eines Bohrkernes ermittelt (Abb. 3). Schwankungen in

Abb. 1: Der Monte San Martino von Südosten (links).

Abb. 2: Ansicht des Moores bei Fivà mit Resten der Seeufersiedlungen. Die Entnahmestelle des Bohrkernes liegt im linken Bildhintergrund.

Abb. 3: Der eingetriebene Bohrkern wird von Hand wieder ausgegraben, anschließend verpackt und zum Abtransport vorbereitet.

der Pollenzusammensetzung in den verschiedenen Schichten spiegeln Veränderungen in der Vegetation wider, die in diesem gemeinsamen Vorhaben beispielsweise zwischen Römerzeit und Mittelalter sichtbar gemacht werden. Unsere Fragestellung geht von den archäologischen Beobachtungen aus: Wir erfassen eine Umstrukturierung der Siedlungslandschaft, denn es entstehen neue befestigte Höhensiedlungen, und ältere Siedlungen werden mitunter aufgegeben. Wie wirkt sich das auf Landnutzung und Vegetation aus? Entsteht Wald in vormals intensiv bewirtschafteten Zonen oder gibt es eventuell kaum Brüche in der Nutzung der Flächen?

Im September 2012 besuchte Professor Klaus Oeggl mit zwei Mitarbeitern die Grabung, um Bohrkern aus drei Mooren der Umgebung des Monte San Martino zu entnehmen. Das Wetter spielte mit und verhinderte, dass die Proben austrockneten: Mehrfach mussten wir unterstehen, da es teilweise in Strömen regnete. Die Kampagne 2012 war die bislang niederschlagreichste seit 2008! Für eine Pollenanalyse geeignet waren Proben aus dem Moor von Fiaavè und aus dem Naturschutzgebiet der Lomasona. Die Lomasona liegt im Tal unmittelbar südwestlich des Berges, Fiaavè etwas weiter westlich. Das Moor von Fiaavè ist bekannt für seine Seeufersiedlungen, die mittlerweile zum Weltkulturerbe gehören (Abb. 2). Die entnommenen Proben werden derzeit in Innsbruck analysiert.

Ein verkohlter Lebensmittelvorrat aus der Höhensiedlung

Nun zum anderen Teilprojekt, nämlich dem verkohlten Lebensmittelvorrat vom Berg: Organische Reste, beispielsweise von Pflanzen, erhalten sich im Boden nur unter ganz bestimmten Bedingungen. Bekannt sind die Feuchtbodenerhaltung und die Erhaltung unter Luftabschluss. Damit war nach Lage der Dinge auf dem Monte San Martino nicht zu rechnen. Allerdings gibt es eine weitere Möglichkeit zur Erhaltung von organischen Resten, nämlich die Verkohlung. Gemeint ist damit eine unvollständige Verbrennung, für die eine bestimmte Temperatur, Dauer der Hitzeeinwirkung und geringste Sauerstoffzufuhr gegeben



sein müssen. Diesen Fall haben wir 2012 auf der Ausgrabung angetroffen. Im Fokus der Kampagne stand der Bereich im Nordwesten der Anlage. Hier konnte eine monumentale Toranlage ergraben werden. Aus dem Festungsinnen führte eine Straße aus diesem Tor heraus. Im Innenbereich wird diese Straße gekennzeichnet durch Reihen großer Steine, die ihre seitlichen Begrenzungen bilden. Im Verlauf der Straße stießen wir an mehreren Stellen auf trocken gesetzte Sockelmauern kleinerer (Fachwerk-)Bauten. Zwischen dem Straßenrand und einer Gebäudemauer fiel eine Pflasterung aus kleinen Kieseln auf. Die Steine waren eng aneinander gesetzt und stark verdichtet. Diese Eigenschaften sind für Archäologen ein Kennzeichen, dass es sich hierbei um einen Gehhorizont handelt, der hier vergleichbar ist mit der Schotterung unserer heutigen Feldwege. Diese Pflasterung lag ca. 20 cm über dem Fels. Der Bereich dazwischen, also die Auffüllung und der Unterbau dieses Pflasters, war das eigentlich Spannende: Hier wurde nämlich verbranntes Material planiert. Brandschichten sind für Archäologen besonders wichtig, vor allem weil sich darin oft interessantes Fundmaterial befindet. Nach Schadensfeuern folgten meist Aufräumarbeiten, bei denen Planierungen, wie die oben erläuterte, entstanden. Häufig finden sich in diesen Planierungen Dinge, die man ansonsten wiederverwendet hätte, die man aber im Zuge der Instandsetzungsarbeiten einfach mit einplanierte. Eine Gürtelschnalle, die in dieser Schicht entdeckt wurde, ist genau so ein Fall.

Abb. 4: Flotationsvorrichtung der Forschungsgruppe Palynologie und Archäobotanik, Universität Innsbruck.



Nach der fotografischen und zeichnerischen Dokumentation wurde die Schicht mit dem verkohlten Material vorsichtig abgetragen. Dabei fielen kleine verkohlte Pflanzenreste auf, die auf den ersten Blick als Getreidekörner eingeordnet wurden. Man entschied sich, diese nicht auf der Grabung auszusortieren, sondern die komplette Schicht in große Plastiksäcke zu packen, um die Möglichkeit zu haben, das Material zu flotieren (Abb. 4). Dabei werden die verkohlten Pflanzenreste aufgrund ihres spezifischen Gewichtes mit Hilfe von Wasser von der Erde getrennt: Die Erdprobe gibt man in ein Sieb mit großer Maschenweite (2 mm), das Sieb befindet sich in einem Flotationsbehälter, in dem das Wasser sanfter von unten auf die Erdprobe strömt. Dadurch schwimmen Pflanzen- und Mineralteile mit einer Größe von unter 2 mm durch das Netz Richtung Wasseroberfläche. Dieses Wasser wird

über ein Überfallsgerinne durch immer feinere Siebe geleitet, die organischen Reste werden entsprechend ihrer Größe aufgegliedert und in den Sieben aufgefangen. Mit dieser Methode kann man auch besonders kleine Bestandteile erfassen, die bei der Ausgrabung mit bloßem Auge leicht übersehen werden. Mittlerweile sind die Pflanzenreste in Innsbruck in Bearbeitung und werden im Rahmen einer Masterarbeit von Claudia Ottino untersucht. Sie hat bislang hohe Konzentrationen von Ackerbohnen (so genannte Saubohnen), Erbsen und Linsen, verschiedene Schalenfragmente von Hasel- und Walnuss sowie Getreidesorten wie Gerste und Roggen gefunden (Abb. 5).

In den feineren Fraktionen sind Reste von Wildpflanzen („Unkräuter“) zu erwarten, deren Häufigkeit Aufschluss über die Wachstums- und Erntebedingungen sowie die Aufbereitung der gelagerten Nahrungspflanzen liefern können. Die verkohlten Reste geben uns wichtige Informationen in zweierlei Hinsicht: Wir gewinnen einen Einblick in die Bevorratung der Siedlung und die Ernährungsgewohnheiten ihrer Bewohner, wie er uns durch die üblichen archäologischen Hinterlassenschaften nie in diesem Detailreichtum möglich gewesen wäre. Spannend wird auch ein Vergleich mit den Ergebnissen der Pollenanalysen.

Fazit

Archäobotanische Untersuchungen bereichern die archäologischen Forschungen ganz wesentlich. Die untersuchten Fragen könnten rein aus den Quellen, die dem Archäologen zur Verfügung stehen, gar nicht beantwortet werden. Für die Unterstützung ist die Kommission dem Institut für Botanik der Universität Innsbruck sehr dankbar. Mittlerweile sind solche Kooperationen oft fester Bestandteil archäologischer Projekte, und dies zu Recht, wie die interessanten Auswertungsmöglichkeiten im Zusammenhang mit dem San Martino-Projekt zeigen.

DER AUTOR

Dr. Marcus Zagermann ist wissenschaftlicher Mitarbeiter der Kommission zur vergleichenden Archäologie römischer Alpen- und Donauländer und leitet das Grabungsprojekt auf dem Monte San Martino.



Abb. 5: Ausgewählte pflanzliche Makroreste von San Martino di Lundo/Lomaso. a) Flotierte Makroreste (Probe 663/23a) der 2 mm-Fraktion vor dem Auslesen. Bereits mit freiem Auge ist die hohe Anzahl der Sämereien ersichtlich. b–e) Ausgelesene Pflanzenreste: *Vicia faba* (Saubohne); Getreide, im Detail *Hordeum vulgare* (Gerste); *Lens culinaris* (Linse); *Pisum sativum* (Saaterbse).

Klöße, Stiefel, Lünse – die Dialekte Unter-, Mittel- und Oberfrankens

Das Fränkische Wörterbuch verfügt über einen wertvollen Schatz: rund sechs Millionen mundartliche Wortbelege, die über 90 Jahre gesammelt wurden. Der größte Teil davon ist nun digitalisiert.

VON MECHTHILD HABERMANN UND ALFRED KLEPSCH

ZIEL DES FRÄNKISCHEN Wörterbuchs ist es, den dialektalen Wortschatz der drei bayerischen Regierungsbezirke Ober-, Mittel- und Unterfranken zu dokumentieren. Das Archiv des Wörterbuchs enthält eine Sammlung von etwa sechs Millionen mundartlichen Wortbelegen, die im Verlauf von 90 Jahren unter Beteiligung von mehr als 8.000 ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern zusammengetragen wurde. Die Belege repräsentieren zum größten Teil den ostfränkischen Dialekt, zum kleineren Teil auch rheinfränkische, schwäbische und nordbairische Mundarten (zur dialektalen Gliederung s. Karte 1).

Das Archivmaterial besteht aus hand- oder maschinenschriftlich ausgefüllten Fragebögen, aus Karteikarten, die durch Gewährsleute beschriftet wurden, aus lautschriftlichen Protokollen direkter Befragungen und aus handschriftlichen Manuskripten von Lokalwörterbüchern. Im Jahr 2013 wurde der Bestand zur Sicherung des wertvollen Materials in Form von Bilddateien digitalisiert. Der größte Teil des Archivs, nämlich rund 600.000 Fragebögen und etwa 700.000 von 1,2 Millionen Karteikarten, liegt nun in digitalisierter Form vor.

Seit einigen Jahren laufen darüber hinaus Arbeiten zur inhaltlichen Erschließung der Belege. Die Belegsammlungen werden zurzeit in einem einheitlichen Datenbankformat erfasst mit dem Ziel, das Belegmaterial im Internet der Öffentlichkeit zur Verfügung zu stellen. Da das Fränkische Wörterbuch als Online-Wörterbuch geplant ist, erfolgt die Eingabe sukzessive mit dem Fortgang der jeweiligen Aufbereitungsarbeit. Am Ende wird die Datenbank nahezu das gesamte Archivmaterial umfassen, so dass das Fränki-

sche Wörterbuch über eine moderne Datenaufbereitung verfügt, die der Öffentlichkeit zu wissenschaftlichen und nichtwissenschaftlichen Zwecken zur Verfügung gestellt werden kann.

Historische und geographische Verortung des Projekts

Seitdem sich die neuhochdeutsche Standardsprache in der Frühen Neuzeit aus verschiedenen Schreibdialekten heraus entwickelt hat, besteht im deutschen Sprachraum eine so genannte Diglossiesituation („Zweisprachigkeit“) mit den Dialekten als rein gesprochener Sprache und der zunächst vorwiegend geschriebenen Standardsprache. Die Standardsprache besaß stets das höhere Prestige, wodurch sich in immer stärkerem Maß die landschaftliche Vielfalt der Dialekte ausglich. Seit dem frühen 19. Jahrhundert prognostizierten Philologen den baldigen Untergang der Dialekte und wiesen auf deren Bedeutung als lebende Denkmäler älterer Sprachstufen und als Quelle für die Geschichtswissenschaft hin. Bereits in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts entstanden erste Lokalwörterbücher wie Häßleins „Nürnbergers Idiotikon“. Nach dem

Flächenfarben

Rottöne: Ostfränkisch

● Oberostfränkisch

● Unterostfränkisch

● Südostfränkisch

● Hessisch

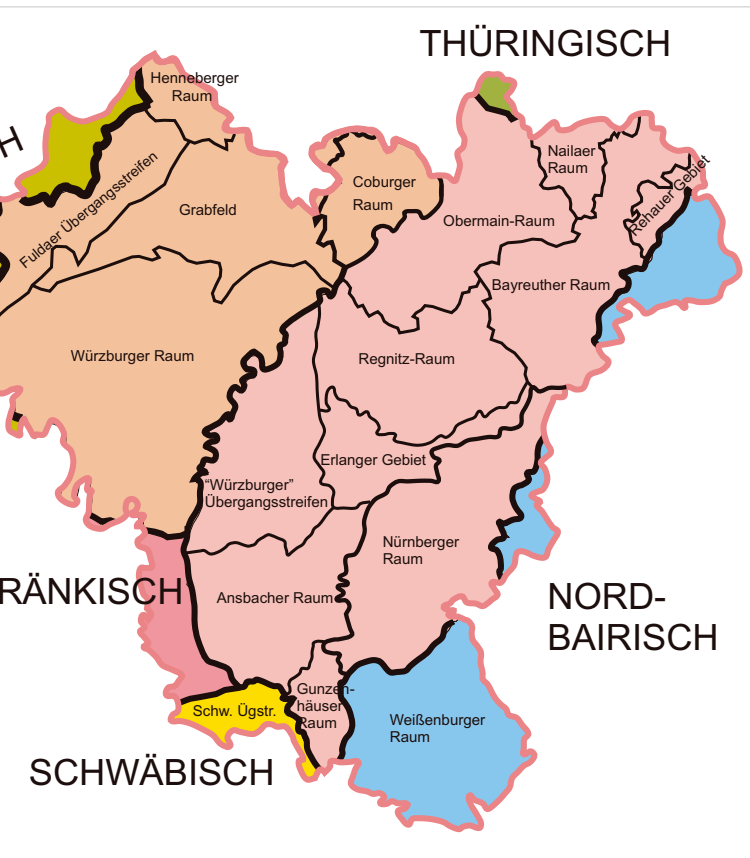
● Thüringisch

● Schwäbisch

● Bairisch



SÜDOSTFR



aber erst 1933 in Erlangen eingerichtet und die Stelle eines hauptamtlichen Redaktors noch einmal 30 Jahre später, im Jahr 1963, geschaffen. In der Zwischenzeit litt das Fränkische Wörterbuch stärker unter den Kriegsfolgen als vergleichbare Großraumprojekte. 20 Jahre lang war die Arbeit vollständig unterbrochen. Ab 1960 fand dann zwar eine intensive Materialerhebung statt, Aufbereitung und Auswertung des Materials ließen jedoch auf sich warten, so dass selbst die Fertigstellung einer lemmatisierten alphabetischen Kartei nicht gewährleistet werden konnte. An eine Veröffentlichung als Publikation von Lieferungen in alphabetischer Reihenfolge konnte bislang nicht gedacht werden. Die Kommission für Mundartforschung beschloss 2001, die Materialerhebung für das Fränkische Wörterbuch einzustellen. Der langjährige Mitarbeiter Eberhard Wagner veröffentlichte zusammen mit dem jetzigen Redaktor Alfred Klepsch 2006 ein Auswahlwörterbuch, das einbändige „Handwörterbuch von Bayerisch-Franken“, das einen zwar solide

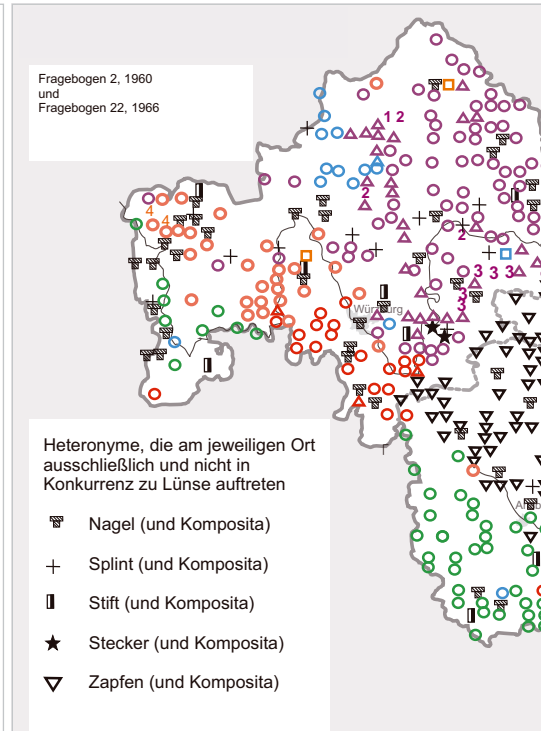
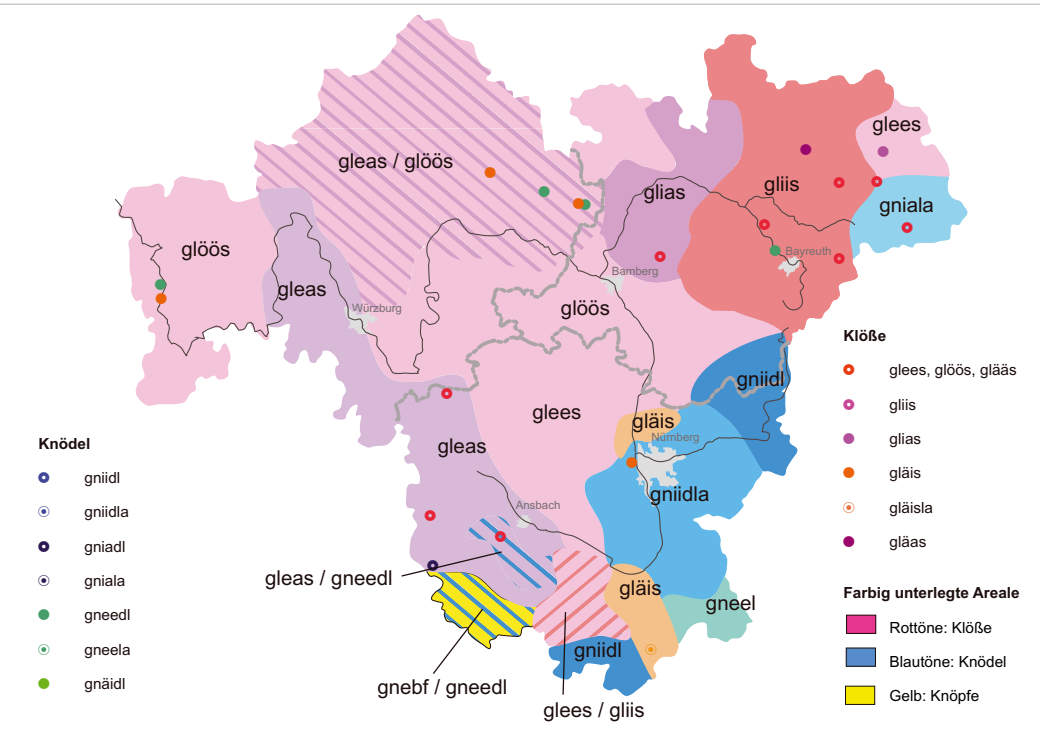
Karte 1:
Sprachräume in Franken.

Erscheinen von Schmellers Pionierwerk, dem Bayerischen Wörterbuch (1827–1837; Bearbeitung durch Frommann 1872–1877), setzte ein breites wissenschaftliches Interesse an der lexikalischen Dokumentation der Dialekte ein. Die damaligen Feudalstaaten reagierten darauf mit der Gründung von Projekten zu Großraumwörterbüchern, deren Finanzierung in der Regel durch die wissenschaftlichen Akademien gesichert wurde. Aus diesem Grund entsprechen die Untersuchungsgebiete der Wörterbuchprojekte eher den politischen Verwaltungseinheiten als den dialektalen Sprachräumen. Auch Schmellers Bayerisches Wörterbuch sollte das gesamte Gebiet des damaligen Königreichs Bayern einschließlich der Rheinpfalz abdecken. Tatsächlich lag jedoch in dem Werk dann ein deutlicher Schwerpunkt auf dem (alt)bairischen Dialektraum, Belege aus Franken sind weitaus seltener, zumal selbst geläufige fränkische „Provinzialwörter“ fehlen.

Ein gemeinsames Merkmal aller Projekte zu Großraumwörterbüchern ist die lange Bearbeitungszeit, die sich häufig über mehr als 100 Jahre erstreckt. Relativ jungen Datums ist hingegen der Start des Fränkischen Wörterbuchs. Zwar bezog seit 1913 der Fragebogenversand der Münchner Redaktion des Bayerischen Wörterbuchs Franken und die Pfalz mit ein, eine eigene Kanzlei wurde

dokumentierten und kommentierten, aber vom Umfang her äußerst schmalen Teil des erhobenen Wortschatzes präsentiert. In der Folge wurde der Plan gefasst, den Belegbestand vollständig zu digitalisieren, um ihn schließlich als Online-Wörterbuch veröffentlichen zu können. Bei der derzeitigen personellen und finanziellen Ausstattung des Projekts würden noch mehrere Jahrzehnte vergehen, bis das umfangreich erhobene Material vollständig bearbeitet ist. Bis zur Mitte des 21. Jahrhunderts würde in der deutschen Dialektlexikographie ein weißer Fleck auf der Landkarte bestehen bleiben, eingerahmt durch das längst erschienene Schwäbische Wörterbuch, das aktuell vor dem Abschluss stehende Südhessische Wörterbuch, das ebenfalls abgeschlossene Thüringische Wörterbuch und das zügig erscheinende Bayerische Wörterbuch.

Um hier Schritt zu halten, bedarf es eines Kraftakts, der momentan noch gelingen kann, weil in der Öffentlichkeit ein lebhaftes Interesse an den im Norden Bayerns gesprochenen Dialekten besteht, weil es Personen gibt, die dank ihrer Dialektkompetenz die Eingabearbeit leisten können und weil die Nutzung der EDV heute eine



Karte 2: Aussprache von Knödel und Klöße.

Karte 3 (rechts): Wie nennt man den Nagel oder Stift, der verhindert, dass sich ein Wagenrad von der Achse löst?

zügigere Bearbeitung, Sortierung und letztlich auch Veröffentlichung des Materials ermöglicht.

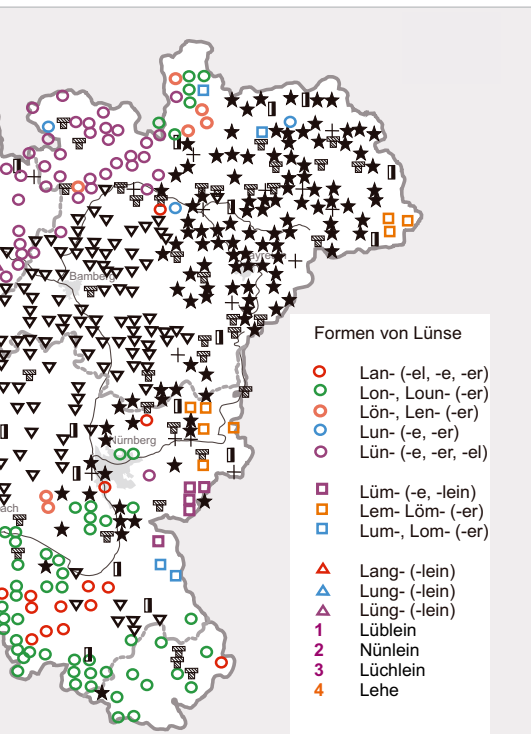
Die im Jahr 2011 beschlossene und vertraglich geregelte Kooperation zwischen der Bayerischen Akademie der Wissenschaften und der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg gibt dem Fränkischen Wörterbuch zusätzlich neue Impulse. Die Redaktion zog 2012 von Bayreuth nach Fürth und ist nun stärker als bisher in die an der Universität verortete variationslinguistische Regionalforschung eingebunden. Neue Projektleiterin ist die Inhaberin des Erlanger Lehrstuhls für Germanistische Sprachwissenschaft, Mechthild Habermann.

Laufende Arbeiten

Die Arbeiten an der Datenbank, an der zukünftig auch Praktikanten der Universität Erlangen-Nürnberg mitwirken, erlauben inzwischen erste Auswertungen unter übergreifenden Aspekten. Die erhobenen Daten dienen jüngst bereits als Materialbasis für wissenschaftliche Untersuchungen und sollen auch künftig für wissenschaftliche Fragestellungen aus dem Bereich „Sprachvariation und Dialekte“ genutzt werden. Karte 2 und 3 geben einen Einblick in die Auswertung der Belege. Moderne Dialektwörterbücher enthalten neben den traditionell bekannten, alphabetisch sortierten Stichwort-Artikeln nun auch Karten zur Aussprache und zur Synonymik ganzer Wortfelder.

Karte 2 beruht auf der Auswertung von Fragebogen 2, versandt 1960. Hier wurden mit Frage 31 „Wie heißen die in Scheiben geschnittenen und gebackenen rohen Kartoffelklöße?“ einerseits die Benennungen für die Kartoffelklöße selbst, andererseits für deren Weiterverarbeitung ermittelt. Die Antworten bestanden überwiegend aus Syntagmen mit dem Wort *Klöße* und einer näheren Bestimmung, wie z. B. *eingeschnittene rohe Klöße*. Es zeigte sich aber auch, dass nicht im gesamten Untersuchungsgebiet das Basiswort *Klöße* die Grundlage bildet, sondern dass aus Nachbardialekten auch *Knödel* (bairisch) und *Knöpfe* (schwäbisch) nachweisbar sind. Die farbigen Flächen kennzeichnen die Hauptareale, in denen in literarischer Transkription die Leitvariante eingetragen ist. Mit farbigen Punkten sind „Ausreißer“ markiert, die nicht dem Leittypus des jeweiligen Areals entsprechen. In Rottönen gehalten sind Flächen, in denen die fränkischen *Klöße* dominieren, Blau- und Grüntöne stehen für die bairischen *Knödel*, gelb für die schwäbischen *Knöpfe*.

Karte 3 bietet die Auswertung von Bogen 2, Frage 21, und Bogen 22, Frage 17. Gefragt wurde nach Bezeichnungen für den Nagel oder Stift, der verhindert, dass sich ein Wagenrad von der Achse löst. Die hölzerne oder eiserne Achse des Leiterwagens ragt nach außen einige Zentimeter über



die Radnabe hinaus. Dieses herausragende Stück wird von einer ring- oder zylinderförmigen Metallhülse umgeben, in der sich zwei Bohrungen befinden. Die Hülse wird in der Mundart meist als *Stiefel* bezeichnet. Passend hierzu hat auch das Endstück der Achse Bohrungen, durch die eiserne Bolzen mit massiven oder ringförmigen Köpfen gesteckt werden. Vor allem bei größeren Wagen handelt es sich um zwei Bolzen auf jeder Seite, je Achse also vier (Abb. 1).

Für diese Vorrichtung gibt es in Franken eine große Zahl von Synonymen. Am verbreitetsten ist *Lünse*, ein Wort, das aus dem Schriftdeutschen schon seit frühester Zeit belegt ist. Im Althochdeutschen lautet es *lun*, *luna* oder *luning*, im Mittelhochdeutschen *lun*, *lune*, *lan* oder *lüner*. Die moderne Form *Lünse* stammt aus dem Niederdeutschen, das stammauslautende -s kommt in den älteren Sprachstufen und auch in den süddeutschen Dialekten nicht vor. Im Ostfränkischen ist die Zahl der Lautvarianten noch sehr viel größer. Deshalb verzeichnet die Karte, dargestellt durch unterschiedliche Färbung der Symbole, für dieses Synonym auch die Lautung. Varianten des Typs *Lünse* dominieren den gesamten Bereich des Unterostfränkischen (Unterfranken, Coburger Raum), die Übergangsgebiete zwischen Oberostfränkisch und Schwäbisch im Süden Mittelfrankens sowie stets mit stammauslautendem -m, den Übergangsbereich zum Nordbairischen. Im Norden Mittelfrankens und im südwestlichen Oberfran-

ken ist anstelle von *Lünse* flächenhaft *Zapfen* belegt. Östlich an dieses Gebiet schließt sich ein ebenfalls einheitliches Areal an, in dem *Stecker* das basismundartliche Synonym darstellt. Beide Wörter sind auch aus anderen Kontexten belegt, sie sind in der Wortbildung besonders produktiv und haben lautlich ähnliche Entsprechungen in der Standardsprache. Offenbar handelt es sich um jüngere Benennungen. Ihr Areal deckt sich weitgehend mit dem des oberostfränkischen Dialekts und entspricht dem Gebiet, das erst in der Zeit des Ersten Landesausbaus (ca. 9. Jhdt. n. Chr.) besiedelt wurde. Eine untergeordnete Rolle spielen Komposita mit *Nagel* und *Stift* als Basisglied sowie *Splint* als Simplex. Alle drei Wörter kommen verstreut, ohne erkennbare Areale und oft nur als Alternativnennungen zu den drei basismundartlichen Synonymen, vor. Sie dürften erst in jüngster Zeit aus der überregionalen Umgangs- oder Fachsprache in die Mundart integriert worden sein.

Die Dialekte im Norden Bayerns stellen ein immaterielles Kulturgut dar, die ebenso wie die Baudenkmäler einer Region Teil unseres kulturellen Erbes sind. Ihre Dokumentation für die Nachwelt und Aufbereitung für die Forschung von heute und morgen ist uns eine selbstverständliche Pflicht.

DIE AUTOREN

Prof. Dr. Mechthild Habermann hat den Lehrstuhl für Germanistische Sprachwissenschaft an der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg inne und leitet das Akademieprojekt *Fränkisches Wörterbuch in Fürth*. **Apl. Prof. Dr. Alfred Klepsch** ist Redaktor des *Fränkischen Wörterbuchs*.

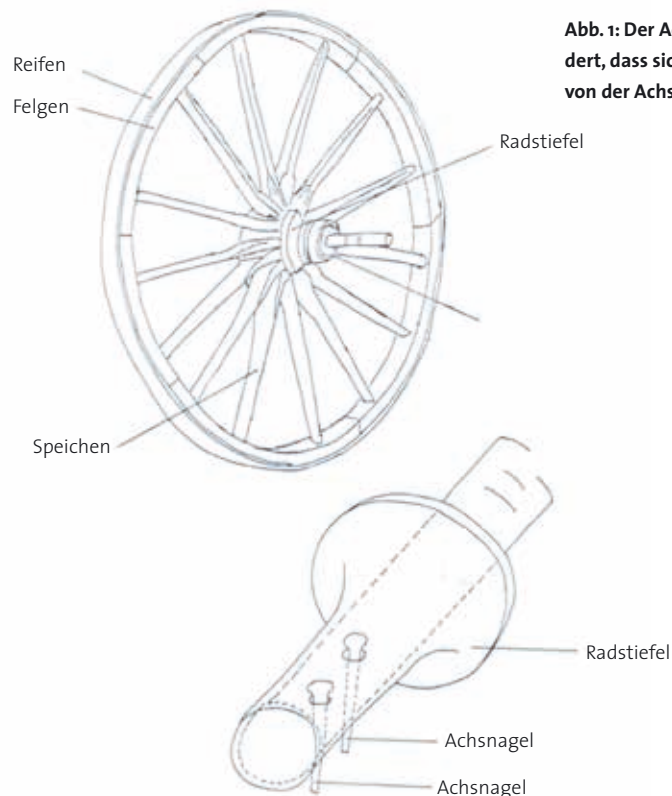


Abb. 1: Der Achsnagel verhindert, dass sich ein Wagenrad von der Achse löst.



Agrarwirtschaft

Runkelrübenzucker für Bayern

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts beteiligte sich die Bayerische Akademie der Wissenschaften an der Förderung von Landwirtschaft und Gewerbe in Bayern. Darunter fiel auch die gewerbliche Produktion von Zucker und Sirup aus Runkelrüben, Ahorn und Kastanien.

VON CORNELIA MEYER-STOLL

IN EINER REVOLUTION VON oben modernisierte und zentralisierte Montgela seit 1799 das bayerische Staatswesen. Der Kontinentalkrieg Napoleons und der Untergang des Heiligen Römischen Reiches 1806 erhöhten den Reformdruck. Die wirtschaftliche und finanzielle Lage Bayerns war desolat. Die Arbeitslosigkeit stieg. Der Englisch-Französische Seekrieg, die Verschärfung der Kontinental Sperre (ab 1806) und die protektionistische Zollpolitik Napoleons (ab 1810) schränkten den Handel und die auf den Import bestimmter Kolonialprodukte angewiesenen Gewerbe ein, boten aber andererseits die Möglichkeit, eine eigenständige heimische Produktion aufzubauen. Die bayerische Regierung war be-

müht, die heimische Produktion durch ordnungspolitische Maßnahmen zu fördern: Sie liberalisierte das Gewerbe (freie Niederlassung der Handwerker, Aufhebung des Zunftzwangs, Konzessionserteilung), gewährte Abgabenerlass sowie Zuschüsse und wirkte im Sinne der Spätaufklärung ermunternd und belehrend.

In die Umsetzung des Programms war die Bayerische Akademie der Wissenschaften ab 1807 eingebunden, 1810 wurde der Landwirtschaftliche Verein in Bayern gegründet.

Die Akademiereform von 1807

Mit der Neuordnung des Staatswesens sollte auch die Akademie reformiert werden. Erste Vorschläge, die ihr eine politische Mitwirkung auf Regierungsebene einräumen wollten, hatte Montgelas zurückgewiesen. Der Gedanke jedoch, dass die Akademie der Regierung als hoher Gelehrtenrat zur Seite stehen könnte, hatte ihm zugesagt. So wurde mit der Neukonstituierung der Akademie im Mai 1807 aus der bisher freien gelehrten Gesellschaft eine staatliche, dem Innenministerium direkt unterstellte Zentralbehörde, eingeteilt in drei Klassen, eine historische, eine philologisch-philosophische und eine mathematisch-physikalische. Die Akademie erhielt den Auftrag zu forschen, die königlichen Sammlungen zu betreuen, zu beraten und zu prüfen. Die Naturwissenschaftler wurden aufgefordert, sich mit der Untersuchung der gesamten inländischen Produktion und Industrie sowie deren Vervollkommnung zu beschäftigen und zur Hebung der Landwirtschaft und Belebung der

Wirtschaft beizutragen. Zu diesem Zweck erhielt die Mathematisch-physikalische Klasse die Funktion einer Prüfbehörde für mechanische und chemische Erfindungen und Verbesserungen.

Die Akademie als Prüfbehörde

Während der Regierungszeit Königs Max I. Joseph prüften die Akademiemitglieder in 250 Fällen Modelle, Zeichnungen oder Proben in- und ausländischer Erfinder. Viele Antragsteller baten um eine finanzielle Förderung (Kredite, Vorfinanzierung einer Produktion, Mietzinsnachlass, Abgabenerlass, Abkauf des Modells) oder eine ideelle Unterstützung, da man sich von einem positiven Urteil der Akademie in einer innovationsfeindlichen Umgebung eine verkaufsfördernde Wirkung versprach. Andere erbaten die Ausstellung eines Privilegs (heute Patent) oder einer Konzession für die Errichtung einer Manufaktur. Das Innenministerium befahl der Akademie in der Regel, den technischen und ökonomischen Nutzen, also die Anwendbarkeit, zu prüfen und ein ausführliches Gutachten zu erstellen. Im

Konstitutionsurkunde der Akademie vom 1. Mai 1807. Darin heißt es in § III: „... es sollen ... diejenigen Mitglieder, ... den größten Dank verdienen ..., welche die angemessensten Mittel ... zur Verbesserung der Agricultur, zur Belebung der Industrie, und vor allem zur Verteilung der noch herrschenden, dem Kunstfleiß nachtheiligen Vorurtheile, vorschlagen und ihnen Eingang zu verschaffen trachten werden.“

Fall eines Privilegantrags musste geprüft werden, ob die Erfindung tatsächlich neu oder schon bekannt bzw. bereits patentiert war. Das Innenministerium erwartete auch eine Empfehlung über Zeitraum und Ausschließlichkeit der Geltung des Patents. Gemäß einer Verordnung vom Oktober 1811 waren Alter, Geschicklichkeit und wirtschaftliche Umstände der Bittsteller gleichfalls genau zu erheben.

Die Bittsteller hatten grundsätzlich Anspruch auf eine sorgfältige Prüfung und ein gründliches Gutachten und damit auf die Anwendung objektiver Prüfungskriterien. Gelegentlich empfahlen die Prüfer, nur dann eine Unterstützung oder ein Privileg zu gewähren, wenn die von ihnen gemachten technischen oder ökonomischen Verbesserungsvorschläge bei der Produktion berücksichtigt würden. Manchmal rieten sie auch zur Kontrolle durch einen jährlich abzufordernden Rechenschaftsbericht.

Der neueste Stand der Technik in Bayern: Titelblatt des Berichtes Joseph von Baaders über Wiebekings, Reichenbachs resp. seine eigenen Prinzipien, eine eiserne Brücke zu bauen, 7. Juni 1812. Montgelas war bei der Vorführung anwesend. Das bezeugt die damals enge Zusammenarbeit von Innenministerium und Akademie.

Dem Urteil der Prüfer folgte das Innenministerium. Dennoch war die Erteilung des Privilegs oder der

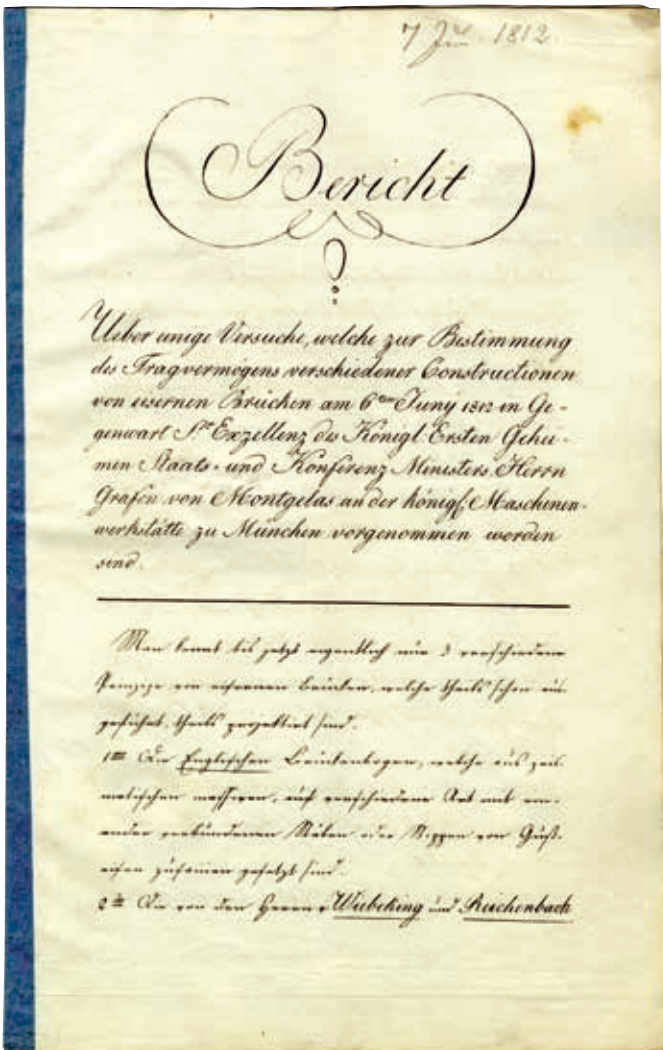


ABB.: BANHSTA, AKADEMIEURKUNDEN 1; ARCHIV DER BADW VII, 211

Konzession nicht zwingend. Sie galt noch als Gnadenakt des Königs.

Bau- und Maschinenmodelle, die besonders sorgfältig gearbeitet waren, wurden dem König zum Ankauf für die königlich-polytechnische Sammlung empfohlen. Maschinendirektor und Oberbergrat Joseph von Baader (1763–1835), der acht Jahre im hochindustrialisierten England Ausbildung und Praxis erworben hatte, betreute als Konservator und Mitglied der Akademie die Sammlung. Sie war öffentlich zugänglich und sollte Gewerbetreibende über den neuesten Stand der Technik belehren.

Der Chemiker Adolph Ferdinand Gehlen (1775–1815) wurde 1807 an die Akademie nach München berufen. Er wurde zum wichtigsten Prüfer der Montgelas-Zeit. Gemälde von Maximilian Franck (zugeschr.) aus dem Jahr 1815.

Gründung des Landwirtschaftlichen Vereins

Bayern war im 19. Jahrhundert ein Agrarland. Auf der Landwirtschaft basierten Produktion, Export und Steuerkraft des Staates. Daher richtete die bayerische Regierung ihr Augenmerk vornehmlich auf die Förderung der Landwirtschaft. Zu diesem Zweck entstand 1810 auf Initiative von Mitgliedern des Hochadels und des königlichen Hofstaates, Leitern und Mitgliedern der Zentralbehörden (Akademie, Bergwerk, Forst, Finanzen, Post, Salinen), der Regierungsbezirke und Landgerichte der Landwirtschaftliche Verein in Bayern. Seine begüterten Mitglieder sollten anderen Landwirten zum Vorbild Versuche mit Sämereien, Pflanzen, Viehrassen und Landwirtschaftsgeräten machen, die ihnen der Verein zuteilte, und die unbegüterten Mitglieder sollten Erstere durch theoretische und praktische Erkenntnisse fördern. Ihre Erfahrungen und Versuchsergebnisse teilten die Mitglieder im Vereinsorgan, dem „Wochenblatt“, mit.

Der Verein übernahm in halbamtlicher Funktion alsbald eine Vielzahl von Aufgaben in engem Kontakt zum Innenministerium und zur Akademie. Über ihr Zusammenwirken bei dem Versuch, die Zuckerfabrikation zu Beginn des 19. Jahrhunderts in Bayern heimisch zu machen, ist im Folgenden zu berichten.

Zucker aus Runkelrüben ...

Zehn Aufträge erhielt die Akademie bis 1815 zur Prüfung von Zucker-, Sirup-, und Honigproben, die sie ihrem Mitglied, dem Chemiker Adolph Ferdinand Gehlen, überantwortete. Wegen seiner Gründlichkeit, seines systematischen Zugriffs, seiner volkswirtschaftlichen Einsichten und



seines klaren Urteils war er als Experte überall gefragt. Wegen seines pädagogischen Talents erwies er sich als idealer Gutachter und Lehrmeister für die Montgelas-Bürokratie.

1808 wandte sich der Chemiker und vom preußischen König finanzierte Begründer der Rübenzuckerindustrie Franz Carl Achard (1753–1821) an das bayerische Innenministerium. Mit einer Broschüre warb er für seine im Jahr 1800 bereits von der Pariser Akademie geprüfte und erneut verbesserte Methode, aus Runkelrüben Zucker zu gewinnen. Sein Verfahren werde mittlerweile in einigen Staaten Europas nachgeahmt. Gehlen bestätigte dem Innenministerium, dass der Runkelrübenzucker von gleicher Güte sei wie der (bis dahin nur bekannte) indische Rohrzucker und die Herstellung inzwischen so vereinfacht sei, dass er die Konkurrenz des indischen Zuckers nach Wiederherstellung des Friedens und des dann zu erwartenden Preisrückgangs überstehen könne. Die Einführung dieses Gewerbes wäre für den Staat von manchem Vorteil: Die landwirtschaftlichen Branchen könnten durch den Anbau der Runkelrüben aufgehoben und die Ausfuhr des Getreides (des damals bedeutendsten bayerischen Exportguts) erhöht werden, weil guter Branntwein dann statt aus Getreide aus den Runkelrübenrückständen hergestellt werden könnte. Solche Unternehmer sollten daher vom Staat die allerhöchste Aufmunterung und Unterstützung erhalten.

Bereits sechs Wochen später teilte das Innenministerium der Akademie mit, es habe unter Berücksichtigung von Gehlens Gutachten dem ehemaligen Landrichter Grauvogl in Augsburg, der sich mit Achards Methode vertraut gemacht habe, die Konzession zur Einrichtung einer Manufaktur erteilt.

Im November 1810 berichtete Klassensekretär Karl Ehrenbert von Moll der Mathematisch-physikalischen Klasse von seiner Besichtigung der Manufaktur. Er zeigte sich sehr beeindruckt: Schon 1809/10 habe die Firma aus 5.000 Zentnern Rüben rund 16.200 Pfund Zucker und rund 20.000 Pfund Sirup produziert sowie für rund 30.000 fl. Nebenprodukte (Kaffee- und Tabaksurrogate, Rum) und Rübensamen verkauft. Mit einer Broschüre werbe Grauvogl für den Rübenanbau und erkläre sich bereit, andere Unternehmer persönlich über seine Anlagen zu unterrichten. Er sei der Ansicht, in Bayern könnten über 20 Zuckerfabriken ihr Auskommen finden. Für sein Engagement ehrte ihn die Akademie mit ihrem goldenen Jeton.

Gleichzeitig begann der Landwirtschaftliche Verein mit der unentgeltlichen Verteilung von Rübensamen. Er startete eine Serie von Anleitungen zur Gewinnung von Zucker und Sirup, meist aus der Feder Gehlens. Gehlen schrieb die Anleitungen im Auftrag des Ministeriums. Es übernahm die Druckkosten für die Sonderdrucke in vierstelliger Auflage, der Verein die Verteilung. Der Verein publizierte außerdem Mitteilungen von Mitgliedern über die Gewinnung von Runkelrübenzucker und Sirup aus Ahorn, Kastanien, Maisstängeln und Obst sowie Zuckersurrogaten aus Stärkemehl. Die Mitteilungen belegten, dass die Deckung des Eigenbedarfs möglich sei. Die erhoffte Gründungswelle an Zuckermanufakturen blieb jedoch aus.

... Sirup aus Ahornbäumen ...

Da Gehlen wiederholt die Gewinnung von Ahornsirup nach kanadischem Vorbild als volkswirtschaftlich bedeutend empfohlen hatte, regte die Mathematisch-physikalische Klasse im November 1810 beim Ministerium an, die Ahornbestände in den bayerischen Staatsforsten erheben zu lassen. Schon im Mai lagen die Ergebnisse vor: Die zuckerreiche Ahornart kam in Bayern fast nicht vor. Im September meldete der Generaladministrator der Salinen, Joseph von Utzschneider, dass in den Salinen-Forsten eine halbe Million Ahornbäume stünden und er bereits Versuche angeordnet habe.

Im Februar 1812 stellte der Dachauer Apotheker Alois Hofmann den Antrag auf Erteilung einer

Konzession für eine Zuckerfabrikation. Sie wurde ihm erteilt, nachdem Gehlen beschieden hatte, dass Hofmann über ausreichende Kenntnisse verfüge und seine betriebswirtschaftliche Kalkulation reell sei.

... und Zucker aus Kartoffel- und Weizenstärke

Utzschneiders Plan jedoch, Zucker aus Kartoffel- und Weizenstärke zu fabrizieren, um der Staatsschuldentilgungskasse, der Utzschneider auch vorstand, eine jährliche Rente zu verschaffen, wies Gehlen aus betriebswirtschaftlichen Gründen im Mai 1812 ab, weil Runkelrübenzucker innerhalb 24 Stunden hergestellt werden könne, nicht aber Zucker aus Stärkemehl. Allein Runkelrübenzucker wäre imstande, den indischen Zucker entbehrlich zu machen, während die Herstellung von Ahornsirup zur Volksbeschäftigung werden könnte, da sie einfacher sei als die aus Runkelrüben.

Noch im Mai 1812 ließ das Innenministerium verkünden, dass es die Zuckerfabrikation aus Runkelrüben fördern wolle durch Erteilung von Konzessionen und Befreiung von allen Abgaben, wenn der Unternehmer die nötigen finanziellen Mittel und Kenntnisse nachweisen könne. Daraufhin wurden noch zwei Manufakturen errichtet, eine im ehemaligen Kloster Fürstzell bei Passau, die andere in Arnschwang im Landgericht Cham.

Ausblick

Grauvogl geriet bald in Schwierigkeiten und bat um weitere finanzielle Unterstützung, die das Innenministerium nicht gewähren konnte. Seine Firma überstand zunächst die Konkurrenz des englischen Kolonialzuckers, der mit dem Frieden 1814 billig und in Massen einströmte, nicht jedoch die Hungerkrise von 1816/17, als die Bauern die Rüben ans Vieh verfütterten.

Die anderen drei Firmen bestanden noch, als es in den 1820er Jahren zu einer Gründungswelle mit einer verbesserten Züchtung der Runkelrübe kam. Mit steigendem Zuckergehalt (heute 20 %, damals 5–6 %) konnte sich der Runkelrübenzucker seit den 1830er Jahren gegen den Kolonialzucker behaupten.

Einer intensiven Nutzung der Ahornbäume zur Sirupgewinnung stand die forstwirtschaftliche Ordnung entgegen, die das Anzapfen von Bäumen als Waldfrevel ahndete.

DIE AUTORIN

Dr. Cornelia Meyer-Stoll ist wissenschaftliche Mitarbeiterin der Kommission für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte der Bayerischen Akademie der Wissenschaften.

Jubiläum

„Ein Sitzchen für meinen Sessions-Hintern“: Jean Paul und die Bayerische Akademie der Wissenschaften

2013 gedenkt auch die Bayerische Akademie der Wissenschaften Jean Pauls, denn der damals berühmte Schriftsteller war auf vielfältige Weise mit der Akademie verbunden.

VON HELMUT PFOTENHAUER

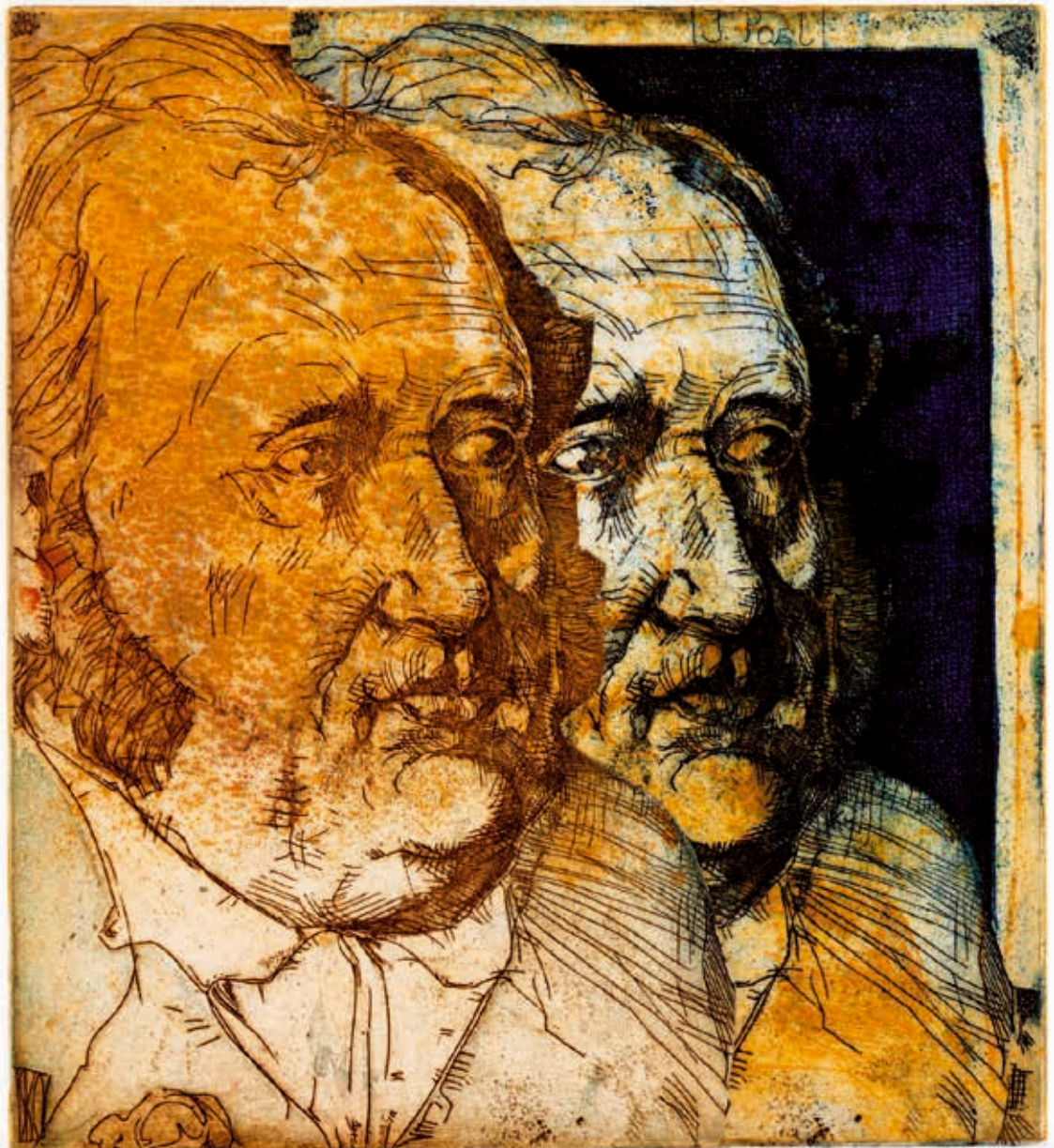


Abb. 1: Jean Paul im Doppelporträt. Farbradierung des oberfränkischen Künstlers Stephan Klenner-Otto, 2000.



JEAN PAUL IST EINER DER ersten „freien“ deutschen Schriftsteller. Frei bedeutet hier: unabhängig von Auftraggebern und Mäzenen, aber auch ungesichert, vom Erfolg auf dem Buchmarkt abhängig. An seinen jüdischen Freund Emanuel Osmund schreibt Jean Paul am 7. Mai 1795, seine Schreib- und Studierstube sei nichts anderes „als ein Kaufladen voll Manuskripte“, und der Autor stehe darin und handle und zanke mit seinen „Ladenkunden“, den Verlegern. In der Tat bestreitet Jean Paul im Gegensatz zu den meisten seiner Schriftsteller-Kollegen, die Berufe hatten wie Professor, Staatsminister, Geistlicher und dergleichen, seinen Lebensunterhalt über Jahrzehnte fast ausschließlich aus den Verlegerhonoraren und ist damit abhängig vom Erfolg seiner Bücher beim Publikum. Dieser ist für den jungen Satiriker anfangs gering. Jean Paul ist jahrelang ein Hungerleider.

Auf erste literarische Erfolge folgt die Krise auf dem Buchmarkt

In den 1790er Jahren kommt die Wende. Mit dem ersten Roman, „Die unsichtbare Loge“ von 1793 erntet Jean Paul Anerkennung, mit dem zweiten, dem „Hesperus“ von 1795, feiert er einen literarischen Triumph. Er ist nun ein nicht nur geachteter, sondern auch gut verdienender Schriftsteller, der sich mit Goethe oder Schiller messen kann.

Aber schon die Anfang des neuen Jahrhunderts erscheinenden Romane, der „Titan“ (1800 bis 1803), oder gar die „Flegeljahre“ (1804/05) stoßen beim Publikum auf kein großes Interesse mehr. Und dann kommt ab 1806/07 mit den Napoleonischen Kriegen die Krise des Buchmarktes, die Verleger und Autoren gleichermaßen schädigt. Der Handel leidet unter den Unwägbarkeiten der militärischen und wirtschaftlichen Lage. Jean Paul, der „freie“ Schriftsteller, der inzwischen auch eine Familie mit drei Kindern zu versorgen hat, muss sich nach anderen Einnahmequellen umschauen. Er beginnt, Beiträge für Almanache und Zeitschriften zu schreiben, u. a. für Cottas Taschenbuch für Damen. Dies lenkt ihn zwar von seinen Büchern ab, wird aber besser bezahlt. Doch auch das reicht nicht. Schon in seiner Berliner Zeit um 1800 bemüht er sich bei König Friedrich Wilhelm III. um eine „Präbende“, eine Art Leibrente, er wird jedoch abschlägig beschieden. Der König zieht ihm den Theaterdichter August von Kotzebue vor. Ab 1809 wird er von Dalberg, dem Fürstprimas des Rheinbundes, eine Pension erhalten, und, als dieser infolge des Rückzuges von Napoleon 1813 abdanken muss, springt dafür 1815, auf Betreiben von Montgelas, der bayerische

Abb. 2: Friedrich Schlichtegroll (links). Unbekannter Künstler, nach 1820.

Abb. 3: Friedrich Heinrich Jacobi. Kreidezeichnung von Johann Peter von Langer.

König Maximilian I. Joseph ein, dessen Untertan der Bayreuther Jean Paul mittlerweile geworden ist.

Münchner Freunde

Genau in den Beginn dieser Krisenzeit, ins Jahr 1807, fällt nun ein anderes Ereignis, das Jean Paul Hoffnung auf ein festes Einkommen macht: Am 1. Mai 1807 wird die Bayerische Akademie der Wissenschaften neu konstituiert. Ihre Mitglieder werden im Zuge der Umwandlung der früheren Gelehrtengeellschaft in eine staatliche Zentralanstalt zu fest besoldeten Staatsdienern mit Pensionsanspruch (auch für Witwen und Waisen). Zum Generalsekretär der Einrichtung ernannt man den Altphilologen, Archäologen und Numismatiker Friedrich Schlichtegroll (Abb. 2), zum Präsidenten den Philosophen Friedrich Heinrich Jacobi (Abb. 3). Beide, Schlichtegroll und Jacobi, sind enge Freunde Jean Pauls. Im Zuge der Neukonstitution werden mehrere neue Mitglieder hinzugewählt, insbesondere von auswärts, aus nördlicheren Regionen. Was liegt da näher, als auch an den Schriftsteller Jean Paul zu denken, der sich mit seiner „Vorschule der Ästhetik“ (1804) und der soeben erschienenen Erziehungslehre, der „Levana“, auch als Philosoph einen Namen gemacht hatte?

Jean Paul hatte Schlichtegroll zehn Jahre zuvor in dessen Zeit als Gothaer Gymnasiallehrer kennen gelernt. Er schätzte den namhaften Verfasser des „Nekrologs der Teutschen“ und war Pate seines Sohnes. Zehn Jahre später ist Schlichtegroll auf dem Höhepunkt seiner beruflichen Laufbahn angekommen und leitet die Geschäfte der Akademie. Jean Paul gratuliert dem „lieben alten Freund“ am 6. September 1807: „Ich möchte am Ende mit meiner Aesthetik auch in Euren Saal“, gesteht er. „Da ich in München am Hofe Lesefreunde genug habe, so treibe ich’s vielleicht durch, wenn noch ein Sitzchen für meinen Sessions-Hintern übrig ist“. Und er fügt hinzu: „Ein akademischer Saal, eine Studierstube, eine Schreibstube sind noch die einzigen vaterländischen Eden-Reste und Freistätten.“ Schlichtegroll antwortet ihm am 26. Oktober: „Es ist eine verzweifelte Sache um so ein Generalsecretariat, wenn man noch nicht so recht mit dem Rommel [i. e. Rummel, H. P.] bekannt ist.“ Dennoch: Er wolle immer wieder vom Präsidenten, also Jacobi, wissen, „wie etwa dir zu



Abb. 4: Maximilian I. Joseph. Nach einem Gemälde von Joseph Karl Stieler, gestochen von Schenker, undatiert.

einem Sitz in uns. Akademie (...) zu verhelfen sey, u. was für Weg u. Steg ich Dir dahin zu zeigen hätte“. Jacobi wolle aber erst einmal wissen, wer Jean Pauls Gönner und Leser am hiesigen Hofe seien. Jacobi ist der Vorsichtigerer, der Skeptischerer der beiden Münchner Freunde. Schlichtegroll malt sich schon überschwenglich gemeinsame „Paradiesstunden“ in Jacobis Haus aus. Jacobi aber hat Sorge, sich mit dem Vorschlag der Aufnahme Jean Pauls eine Blöße zu geben. Wir werden gleich sehen, weshalb.

Reichen 39 Bände für eine Akademiemitgliedschaft?

Jean Paul beglückwünscht auch Jacobi – schon zu dessen Aufnahme in die Akademie 1805, dann, im September 1807, zur Wahl als Akademie-Präsident. Er, Jean Paul, suche begierig, Jacobis Antrittsrede „Über gelehrte Gesellschaften“ gedruckt aufzutreiben; aber im „dummen Bayreuth“ sei sie nicht zu bekommen. Schlichtegroll schickt sie ihm dann zu. Vor allem aber, schreibt er weiter an Jacobi: Er habe den neuen Generalsekretär gebeten, ihm die Leute mitsamt

ihren Adressen zu nennen, „wodurch man in die Akademie hineinkommt“. Denn er, „sehe beim Henker nicht ein, warum ich gar nichts werden und haben soll.“ Schon vorher, im März 1807, hatte er Jacobi gefragt, ob die 39 Bände, die er bisher geschrieben habe, nicht ausreichen, in die Akademie hineinzukommen.

Jean Paul und Jacobi: der Atheismusstreit

Jean Pauls Briefe an Jacobi haben jedoch keineswegs nur einen taktischen, materiellen Zweck. Jean Paul verehrt Jacobi aus philosophischen Gründen. Diese lassen sich weit zurückverfolgen. In einem Brief vom 13. Oktober 1798 wendet Jean Paul sich zum ersten Mal an Jacobi. Er nennt ihn den verehrtesten Lehrer seines Inneren und Beschützer seines Glaubens und sucht gleichsam intellektuellen Schutz bei ihm. Schon zehn Jahre vorher hatte er sich aus Jacobis Schrift über David Hume ausführliche Exzerpte gemacht. Für Jean Paul steht Jacobi für die Rehabilitierung des Offenbarungsglaubens gegenüber erschreckenden, weil das Atheistische streifenden Tendenzen der neueren Philosophie, aber auch gegenüber

einem von ihm diagnostizierten selbstgefälligen Ästhetizismus in der zeitgenössischen Literatur. Jean Paul erschrickt darin auch über sich selbst und über ruinöse solipsistische Tendenzen mancher seiner Figuren, wie Leibgeber/Schoppe oder Roquairol. Jacobis Philosophie ist Glaubensphilosophie. Sie zieht die Grenzen aller Vernunft dort, wo es um Gott geht. Dieser sei allem menschlichen Denken vorausgesetzt. Das Herz könne ihn fühlen und fordern, aber nicht der Verstand ihn beweisen oder negieren. Schon im Spinozismusstreit der 1780er Jahre, der von Lessing über Mendelssohn bis Goethe reichte, versuchte Jacobi, den geoffenbarten, persönlichen Gott gegen den Zugriff der Vernunft und seine Auflösung in der Natur zu retten.

Nun, Ende der 1790er Jahre, nimmt Jacobi mit entsprechenden Argumenten Stellung in einem Streit, der sich an Fichte entzündet hat, dem sogenannten Atheismusstreit. Fichte verteidigt einen Kollegen, Friedrich Karl Forberg, der wegen der Gleichsetzung von Gott mit dem sittlichen Bedürfnis nach einer gerechten Weltordnung des Unglaubens bezichtigt worden war. Fichte

aber wird selbst zum Opfer. Er wird wegen Gottlosigkeit angeklagt und schließlich seines Amtes als Universitätsprofessor in Jena enthoben – übrigens unter der Federführung des zuständigen Staatsministers Goethe. Jacobi verteidigt Fichte in einem offenen Brief vom März 1799 gegen den Atheismus-Vorwurf. Aber er wirft ihm andererseits auch intellektuelle Hybris vor: Statt, wie Spinoza Gott in der Natur aufzulösen, lasse er ihn in der spekulativen Vernunft verschwinden. Das sich selbst und sein Anderes setzende Ich wolle den Glauben an einen durch das Wissen unfassbaren Gott durch das Denken ersetzen. Jean Paul seinerseits antwortet auf Fichte, dem er auch persönlich begegnet und ihm heftige Debatten liefert, durch Jacobi gestärkt, auf seine Weise: nämlich poetisch. Seine „Clavis Fichtiana“ von 1800, der Schlüssel zur Fichteschen Philosophie, lässt seine Figur Leibgeber im Delirium der Fichteschen Egologie, der denkenden Selbstbespiegelung des Ich, wahnsinnig werden.

Abb. 5: Jean Paul. Lithographie von Detlev Siegfried Bendixen, 1826, nach einem Gemälde von Carl Christian Vogel von Vogelstein, 1816.



Jean Paul und Schelling

Nun aber, 1807, ist ein anderer dieser von Jean Paul ebenso fasziniert beobachteten wie beargwöhnten – und immer mit Jacobi im Streit liegenden – Philosophenschar in München auf den Plan getreten: Schelling (Abb. 6). Jean Paul kennt Schelling seit seiner Leipziger Zeit 1797. Er bewundert ihn, misstraut ihm, ja hasst ihn gelegentlich, wie wohl auch umgekehrt. Beide besuchen sich auch später noch gegenseitig – fast bis an Jean Pauls Lebensende. Nach einer Begegnung im August 1820 in Bayreuth schreibt Jean Paul am 30. August 1820 an den Freund Heinrich Voß: „Schelling besuchte mich; es war aber ein vierstündiger Krieg.“

Schelling war 1806 in die Bayerische Akademie der Wissenschaften berufen worden und wurde wenig später auch Generalsekretär der Akademie der bildenden Künste. Zum Namensfest des Königs am 12. Oktober 1807 hielt er an der Akademie der Wissenschaften im Beisein Jacobis eine Rede „Über das Verhältnis der bildenden Künste zu der Natur“. Jacobi musste sie aus seiner Sicht als Provokation auffassen. Jean Paul las die Rede und war gespannter Beobachter des Konflikts. Wiewohl im Prinzip auf Seiten Jacobis, hegte er doch durchaus auch Interesse für Schellings Ausführungen. Die Akademie der Wissenschaften erschien dem Außenstehenden damals wohl als ein Schauplatz der avanciertesten philosophischen Auseinandersetzungen. Schelling sieht in der Natur eine schaffende Kraft am Werke, die der in der Kunst homolog sei. In diesem Sinne ist ihm die Natur eine ästhetische Offenbarung Gottes. Jean Paul hat bei aller Nähe zu Jacobi wohl auch Sympathie für diese Nobilitierung nicht nur der Natur, sondern durch sie auch der Kunst. Jacobi ist ihm in seinem theistischen Rigorismus immer auch kunstfeindlich erschienen und damit in einem ihm wesentlichen Punkte fremd. Jacobi seinerseits sieht in Schellings Ausführungen eine ins Schöne überhöhte Wiederkehr des Spinozismus. Er antwortet nicht sofort darauf, sondern erst vier Jahre später, 1811, mit seiner berühmten Schrift „Von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung“. Darin versucht er klarzustellen, dass Gott nicht in der Natur sei, sondern außerhalb als selbständiges übersinnliches Wesen. Schellings angeblicher Naturalismus wird als



Abb. 6: Friedrich Wilhelm Joseph Schelling. Kopie nach Joseph Karl Stieler, nach 1835.

theologische Lüge gebrandmarkt. Schelling reagiert scharf. Die vielleicht härteste Auseinandersetzung, die je an den Münchner Akademien ausgefochten wurde, ist im Gange. Jean Paul sieht auch dieses Mal fasziniert, immer noch von außen, zu. Jacobi resigniert alsbald und gibt 1812 sein Präsidentenamt auf.

Die Akademie als Gegenstand des literarischen Spottes

Jean Paul sieht in dieser Zeit, um 1807, also die Akademie nicht nur als mögliche Einnahmequelle, sondern auch als Bühne eines ihn zutiefst erregenden weltanschaulichen Konfliktes. Aber es gibt noch eine dritte Hinsicht, in der die Akademie der Wissenschaften für ihn interessant ist: als literarisches Sujet, genauer: als Gegenstand des literarischen Spottes. Denn Jean Paul ist ja immer auch Satiriker, selbst, nachdem er sich von der reinen Satiren-Produktion seiner Frühzeit abgewandt und sich dem Roman zugewandt hat. Die Akademie-Satire, die ihm von einem seiner Vorbilder, Swift, her geläufig ist – man denke an

die Akademie von Lagado im „Gulliver“ – ist ihm eine Herzensangelegenheit. Er kann darin nicht zuletzt auch die eigene, oft ja nachgerade absurde Gelehrsamkeit ins Komische transponieren und, wenn auch ironisch, ästhetisch gestalten.

In dem bereits zitierten Brief des Generalsekretärs Schlichtegroll vom Oktober 1807 wird Jean Pauls Vorliebe für die Gelehrten-Satire bereits angesprochen, und zwar kritisch. Trotz seines Spottes über die Akademien im Anhang zum „Titan“ wolle er seinem Freund einen Sitz in einer solchen Akademie verschaffen, sagt Schlichtegroll. Gemeint ist ein so genannter komischer Anhang zum zweiten Band des Romans, der den für Jean Paul so ungemein typischen, vertrackt-scurrilen Titel trägt „Einladungs-Zirkulare an ein neues kritisches Unter-Fraisgericht über Philosophen und Dichter“. In dem Büchlein wird die Kurrentschreiberei – gemeint ist hier die flache, geläufige Schreiberei der Philosophen, Dichter und Gelehrten – aufs Korn genommen. In den Akademien wohnten Kurrentseelen, also Flachköpfe. Sie seien wie Affen, die um das Feuer eines (nicht anwesenden) Genius sitzen und sich wärmen, ohne selbst Feuer nachzulegen. Schlichtegroll, dem Repräsentanten einer solchen Institution, wird das nicht gefallen haben.

Jean Paul sitzt 1807 jedoch schon an seiner nächsten, noch viel ausführlicheren und schärferen Akademie-Satire. Denn er bereitet ein neues Werk vor, den kleinen Roman „Das Leben Fibels“, das dann 1812 erscheinen wird. Das 28. Kapitel dieses Buches handelt vom „Nutzen der Akademien“. Jean Paul wäre auch deshalb gerne in die Akademie eingekommen, weil er dann mehr Anschauung dafür gehabt hätte. Aber er weiß auch so ganz gut Bescheid. Denn die Akademie-Satire ist ja in Deutschland verbreitet; es bildet sich geradezu eine Topik aus, wie die gelehrten Gesellschaften zu verspottet seien. Bei Jean Paul heißt es, dass in den Akademien zwar die Einzelnen nichts leisteten, sie aber zusammengenommen doch aufs Volk wirkten, weil sie Jahrbücher herausgaben und Geburtstagsfeste ausrichteten.

Sie hätten große Säle, Büsten, Ehrenmitglieder, Vorlesungen, verschiedene Klassen und dazu Klassensekretäre. Diese schrieben überall hin und verfassten wichtige Protokolle. Jene Vorlesungen seien zwar weniger relevant; um so mehr aber diese Protokolle darüber. Summa summarum: Mit dem Schweizer Physiognomen Lavater sei festzuhalten, dass die Schattenrisse mehrerer Männer, also der ordentlichen Mitglieder, zu einem Gesichte zusammengezogen, den Schattenriß eines Narren ergäben.

Die Aufnahme Jean Pauls in die Akademie gelang damals nicht. Noch im November 1808 schreibt der Generalsekretär an seinen Freund, er liege seinem „lieben Präsidenten fort u. fort in den Ohren, er soll wenigstens helfen, daß ich Deinen Nahmen auf unsere Rang- und Stammliste bekomme“. Jedoch, so fügt Schlichtegroll hinzu: „er fürchtet, es geht jetzt nicht durch“. Warum? Jacobi muss zu dieser Zeit zutiefst verunsichert gewesen sein. Nicht nur, dass er in Schelling einen neuen, stimmungsgewaltigen Gegner hatte: Er hat sich auch sonst innerhalb der Akademie und bei deren staatlichen Förderern Feinde gemacht.

Die Neukonstitution der Akademie 1807 war erfolgt, um die Gelehrtengeellschaft in eine Institution der Beförderung der Nützlichkeit der Wissenschaften zu verwandeln. Die Anwendungsbezogenheit des Wissens sollte im Vordergrund stehen. Die königlichen Sammlungen, die so genannten „Attribute“ der Akademie, die Bibliothek, das Antiquarium, das Naturalienkabinett, später der Botanische Garten, die polytechnische Sammlung, das Münzkabinett sollten gepflegt und erweitert werden. In dieser vom König, vom Parlament, von der Mehrheit der Mitglieder, ja sogar vom Generalsekretär bekräftigten Situation nun hält Jacobi in seiner Eröffnungsrede der neukonstituierten Akademie am 27. Juli 1807 jene von Jean Paul zunächst im dummen Bayreuth vergeblich gesuchte Rede „Über gelehrte Gesell-



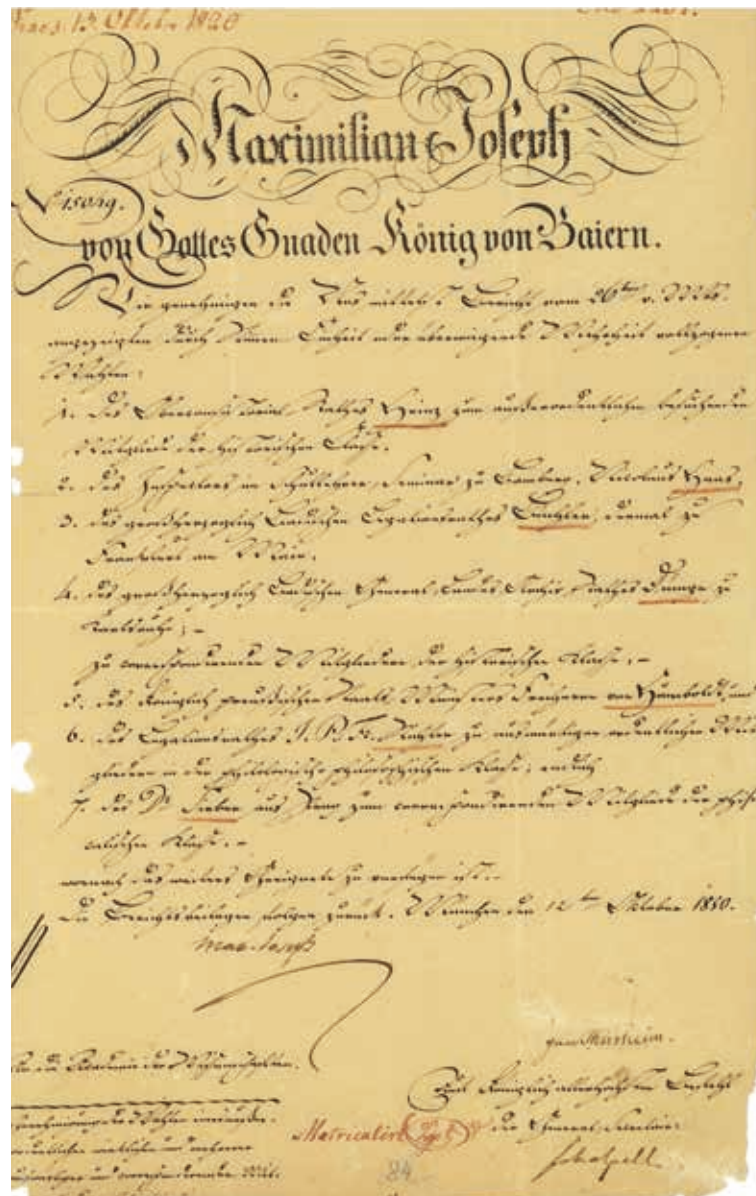
Abb. 7: Jean Paul-Büste von Johann Conrad Wilhelm Hildebrandt, 1816.

schaften, ihren Geist und Zweck“. In ihr betont er, dass in einer Akademie, die des Namens Wert sei, nicht der Nützlichkeitsgedanke, sondern die brotlose Kunst im Vordergrund zu stehen habe. Wir würden heute sagen: die Grundlagenforschung. Wenig später, 1809, wird Wilhelm von Humboldt unter ähnlichen Prämissen die Berliner Universität gründen, die heute seinen Namen trägt. Man kann den Mut Jacobi, in einer solchen Lage eine solche Rede zu halten, gar nicht hoch genug schätzen. Wie man sieht, hat er damit ein auch heute noch hochaktuelles Thema formuliert. Für Jean Paul aber war das schlecht: Jacobi hatte sich isoliert und wollte wohl nicht noch weiter ins Abseits geraten. Jetzt einen eigenen Freund als ordentliches Mitglied vorzuschlagen, keinen eigentlichen Gelehrten, sondern einen Dichter, noch dazu nicht aus München – zwar nicht wie Jacobi selbst und Schlichtegroll ein reinstes „Nordlicht“, aber doch immerhin aus dem Norden Frankens kommend –, das, so vermute ich, hat er als aussichtslos angesehen.

Abb. 8: Ernennungsurkunde durch Maximilian I., 4. Oktober 1820. (Fälschlich auf den 12. Oktober 1830 datiert.)

Späte Aufnahme in die Akademie

1820 dann gelingt schließlich Jean Pauls Aufnahme in die Bayerische Akademie der Wissenschaften. Aber diese ist für ihn kein Faszinum mehr. Jean Paul ist die Akademie nun im Grunde egal. 1815, wie gesagt, übernimmt Maximilian I. seine Versorgung, 1817 erhält Jean Paul aus der Hand eines anderen der Philosophen-Horde, wie er einmal sagt, keinem geringeren als Hegel, in Heidelberg das Ehrendoktor-Diplom überreicht. 1819 stirbt Jacobi, dem er nach der ersten persönlichen Begegnung 1812 in Nürnberg nicht mehr so nahe steht. Auch die Lust an der Satire ist geringer geworden. Jean Paul arbeitet noch einmal an einem Roman, dem „Komet“ (1820–22). Es sollte sein letzter sein; und er wird, wie so vieles, unvollendet bleiben. Zwar ist in den spärlichen Plänen für eine Fortsetzung des Werks noch der Besuch des verrückten Helden in einer verrückten Gelehrtenstadt vorgesehen; aber zur Ausführung kommt es nicht mehr.



Abscheuliche „Flachgegend“: Aufenthalt in München

Jean Paul kommt im Frühsommer 1820 selbst nach München, vor allem aber, um seinen dort studierenden Sohn Max zu besuchen. Nach wie vor hat er ein herzliches Verhältnis zu Schlichtegroll, der die Geschäfte des Präsidenten nach Jacobis Demission nun kommissarisch vertritt; ein neuer Präsident wird über Jahre hin nicht gewählt. Jean Paul pflegt den Umgang mit namhaften Gelehrten und Mitgliedern der Akademie, mit dem Anatomen Sömmering, dem Theologen Niethammer, dem Sprachwissenschaftler Docen, dem Altphilologen Thiersch, dem Philosophen Franz von Baader. Vom König wird er empfangen; Jean Paul lobt ihn wegen seiner Leutseligkeit – und vielleicht auch, weil er in ihm ein Spiegelbild sieht: Er soll ihm sehr ähnlich gesehen haben (Abb. 4, 5). Der Königin, von der er weiß, dass sie seine Leserin ist, macht er seine Aufwartung. Sie hat von dem Bayreuther Bildhauer Hildebrandt

1816 eine Marmorbüste Jean Pauls fertigen lassen (Abb. 7). Aber Königin Karoline liest, wie Jean Paul zu seiner großen Enttäuschung feststellen muss, nur die von ihm gehasste, weil unautorisierte „Chrestomathie“. Das ist eine Sammlung von schönen Stellen aus seinen Werken, die ohne sein Wissen zu Stande kam und an der er nichts verdiente. Jean Paul wurde schon damals, wegen seiner berüchtigten Schwierigkeit, lieber häppchenweise genossen.

Bei allen gesellschaftlichen Erfolgen – Jean Paul wird wie ein Dichterstern behandelt – bleibt aber festzuhalten: Jean Paul ist nicht in München, um in die Akademie hineinzukommen. Schlichtegroll und all die anderen bekneipen ihn nun. „Schlichtegroll sucht mich täglich aus Baireuth herauszupredigen“, schreibt Jean Paul am 21. Juni 1820 an die Gattin Karoline. Aber „brustfeindliches Klima“ – Jean Paul hatte einen Kutschunfall auf der Fahrt nach Nymphenburg zur Fürstin von Thurn und Taxis, bei dem er sich eine Rippe quetschte; nun macht er das Münchner Klima verantwortlich – und „herzleere Gegend (die versteinerten Gewitterwolken ausgenommen, die Tyroler Alpen) und die Besuchmenge zwingen mich, im leeren Baireuth zu sterben und statt einer akademischen Stelle eine tiefere draußen (...) zuletzt anzunehmen und würdig auszufüllen“. Immer wieder klagt er über die Kälte der Altbayern, der „Südleute“, wie er sagt. Er will fast nur mit jenen Nordlichtern zu tun haben. Der Riss zwischen beiden Gruppen in der Akademie muss damals sehr tief gewesen sein.

Jean Paul führt in diesen Wochen ein Reisetagebuch. Darin notiert er: „Contra – Pro. Innere Darstellung, ob ich hier in die Akademie eintreten will.“ Das Contra steht im Vordergrund. Zwar gebe es, wie einst in Weimar, viele Menschen, denen er zugetan sei. Gemeint sind jene Nicht-Münchner. Aber bei längerem Bleiben gäben sie nach seiner Erfahrung „auf zu geben“. Sodann: „Der Charakter der Gegend setzt seine Abscheulichkeit bloß vermehrend fort.“ Immer wieder klagt Jean Paul über die angeblich abscheuliche „Flachgegend“. Eine Einladung an den „Stahrenbergersee“ nimmt er nach langem Zögern an. Seine vorgefasste Meinung ändert das aber nicht.

Auch die Familie ist gegen einen Beitritt zur Akademie, denn man geht immer noch davon aus, dass dies mit einem Umzug verbunden wäre. Ein ordentliches Mitglied musste, in Anbetracht der damaligen Verkehrsmittel, in München wohnen,

um regelmäßig an den Sitzungen teilnehmen zu können. Die Frau schreibt, sie selbst rate ab. Und vor allem: „die Kinder schreien“ dagegen. Es sind dieselben Kinder, die Töchter Emma und Odilie – Max ist ja bereits in München –, die später mit ihren Familien und ihrer Mutter lange Jahre in München leben werden, glücklich und zufrieden, soweit man weiß.

Dann wird die Lösung, der Kompromiss, gefunden: Jean Paul soll zum auswärtigen ordentlichen Mitglied gewählt werden. Damit wäre er zwar Mitglied, aber nicht residenzpflichtig. Am 5. August 1820 findet die Wahl statt. Jener Sprachforscher und Mediävist Bernhard Joseph Docen ist zuständigkeitshalber der Laudator. Er hatte sich kurz vorher mit Jean Paul wegen dessen Altersmarotte, der Tilgung des Fugen-S in Doppelwörtern, angelegt. Damit stand er an der Seite des jungen Jacob Grimm, der seinem Lieblingsautor, dem Verfasser besonders des „Siebenkäs“, diese Wut vermeintlicher Sprachreinigung, die aus seinen „Hundsposttagen“ „Hundposttage“ macht und ihn selbst vom „Legationsrath“ zum „Legationrath“ degradiert, sehr verübelt. Docen hat wohl das Beste aus der Situation gemacht und die Ästhetik und Pädagogik Jean Pauls gewürdigt, weniger die durch Neuauflagen verstümmelten poetischen Werke ohne Fugen-S. Bei der Wahl wird, wie heute noch, gekugelt: Weiße Holzkugeln, die verdeckt in einen Behälter gegeben werden, bedeuten Ja, schwarze Nein. Das Ergebnis lautet 9:3. Wilhelm von Humboldt, der am selben Tag zum auswärtigen Mitglied gewählt wird, erzielt das Ergebnis 11:1. Die vom König ausgestellte und von Schlichtegroll beglaubigte Urkunde datiert – fälschlich – auf den 12. Oktober 1830 (Abb. 8). Da waren fast alle Beteiligten schon tot. Einer Sitzung der Akademie hat Jean Paul nie beigewohnt.

Max I. Joseph von Bayern und Jean Paul starben beide kurz nacheinander im Herbst 1825. Schlichtegroll war schon vorher, Ende 1822, verstorben. Seinen bewunderten und zugleich beargwöhnten Bekannten Schelling hatte Jean Paul im August 1823 zum letzten Mal in Erlangen besucht. Dass dieser 1827 Präsident der Akademie der Wissenschaften werden sollte, hat er nicht mehr miterlebt.

DER AUTOR

Prof. Dr. Helmut Pfothenhauer ist Mitherausgeber der Historisch-Kritischen Ausgabe der Werke und des Nachlasses von Jean Paul. 2013 veröffentlichte er im Münchner Hanser-Verlag eine Jean Paul-Biographie („Das Leben als Schreiben“). Er hatte bis zur Emeritierung den Lehrstuhl für Neuere deutsche Literatur I an der Universität Würzburg inne und ist seit 2006 ordentliches Mitglied der Bayerischen Akademie der Wissenschaften.

Information

Der Beitrag ist die gekürzte Fassung eines Vortrags, den Helmut Pfothenhauer aus Anlass des Jean Paul-Jahres am 22. April 2013 in der Bayerischen Akademie der Wissenschaften hielt.

Paläographie

Mittelalterliche Schreibschulen

Von St. Gallen bis Sevilla: Klösterliche Skriptorien standen im Mittelpunkt einer internationalen Paläographie-Tagung in St. Gallen, die in Kooperation mit der Bayerischen Akademie der Wissenschaften stattfand.

VON BIRGIT EBERSPERGER

DAS COMITÉ International de Paléographie Latine (CIPL) veranstaltet in regelmäßigem Turnus (zweimal in fünf Jahren) Tagungen, zu denen aus aller Welt Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler anreisen, die auf vielfältigste Art und Weise mit mittelalterlichen Handschriften in lateinischer Schrift zu tun haben. Neben denjenigen, die sich der Erforschung der Schriftentwicklung selbst widmen, sind auch Bibliothekare, Archivare, Historiker und Kunsthistoriker sowie Philologen interessierte Teilnehmer dieser Veranstaltungen. Für 2013 war St. Gallen als Tagungsort ausgewählt worden, und die Gastgeber hießen vom 11. bis 13. September 119 Teilnehmer aus 23 Ländern willkommen.

Die imposante Stiftskirche (links) und das historische Stadthaus der Ortsbürgergemeinde von 1589 (rechts) im Tagungsort St. Gallen.

Geschichtsträchtiger Tagungsort St. Gallen

Für die Tagungen wird jeweils ein Schwerpunktthema vorgegeben. 2013 lautete es: „Scriptorium. Wesen – Funktion – Eigenheiten“. In der Schweiz hat die Erforschung der Skriptorien eine lange Tradition, die auf Albert Bruckner und die 14 Bände seiner richtungweisenden „Scriptoria Medii Aevi Helvetica“ (1935–1978) zurückreicht. Albert Bruckner, zu dessen Ehre zwei Abendvorträge stattfanden, war in den 1950er Jahren eines der Gründungsmitglieder des CIPL, ebenso wie Bernhard Bischoff, langjähriges Mitglied der Bayerischen Akademie der Wissenschaften und Vorsitzender mehrerer ihrer Kommissionen, darunter der Kommission für die Herausgabe der mittelalterlichen Bibliothekskataloge Deutschlands und der Schweiz. Seine Untersuchungen zu verschiedenen Schreibschulen, unter anderem auch der St. Galler, haben der Forschung entscheidende Impulse gegeben. Eine andere Studie hat Bischoff dem St. Galler Klosterplan aus dem



9. Jahrhundert gewidmet. Dieser wird heute zumeist nicht mehr als Abbild eines real existierenden Klosters gesehen, sondern vielmehr als Idealplan, bildet aber, unabhängig von seiner Interpretation, mit der exakten Grundriszeichnung der Gebäude und ihrer Beschriftung – darunter natürlich auch ein Skriptorium – ein einzigartiges Dokument.

In St. Gallen selbst ist bereits im Frühmittelalter ein Skriptorium nachweisbar, dessen Entwicklung durch den Lauf der Jahrhunderte verfolgt werden kann und dessen Produkte auch heute noch sehr weitgehend am Ort greifbar sind, was einen seltenen Glücksfall darstellt.

Die Buchbestände des St. Galler Benediktinerklosters wurden dann auch schon sehr früh, nämlich seit dem 9. Jahrhundert, in Bücherverzeichnissen festgehalten. Ihre Bedeutung zeigt sich auch darin, dass sie gleich im ersten Band der von der Bayerischen Akademie der Wissenschaften herausgegebenen Reihe der Mittelalterlichen Bibliothekskataloge Deutschlands und der Schweiz ediert wurden. Dieser Band behandelt die Bistümer Konstanz und Chur (bearbeitet

von Paul Lehmann, München, 1918; Nachdruck 1969) und zeigt auf eindrucksvolle Weise, dass Kulturlandschaften nicht durch Landesgrenzen definiert werden, sondern in ihrer Gesamtheit gesehen werden müssen.

Vielfältiges Tagungsprogramm

In den Vorträgen stellten die Sprecher einerseits methodische Überlegungen zu Skriptorien an (so David Ganz von der University of Notre Dame, Indiana, „Can a Scriptorium Always be Identified by its Products?“), andere setzten sich ganz grundsätzlich mit den praktischen Arbeitsweisen auseinander (so Dominique Stutzmann, Paris, „Un couteau dans la main gauche? Organisation du scriptorium et correction des textes d'après le feuillet de corrections du ms. Paris, Bibl. nat. de France, Arsenal, ms. 302“). Zahlreiche Einzelfallstudien zu Skriptorien in Auxerre, Bamberg, Bratislava, Canterbury, Florenz, Fulda/Würzburg, Gembloux, Heiligenkreuz, Helgafell, Jumièges, Paris, Pistoia, Schaffhausen, Sevilla, St. Gallen, Vallombrosa, Verona und Zagan wurden vorgestellt, außerdem Untersuchungen zu größeren geographischen Einheiten wie Böhmen oder Norwegen. Das Augenmerk konnte sich hierbei auf die handschriftliche Produktion selbst richten, auf bestimmte Epochen, die von der

Spätantike bis in die frühe Neuzeit reichten, auf die Arbeitsbedingungen oder das intellektuelle und institutionelle Umfeld. Auch die modernen technischen Errungenschaften werden inzwischen in der paläographischen Forschung mit Gewinn eingesetzt, wie zum Beispiel Peter Stokes, London, mit „The DigiPal Project for Late Anglo-Saxon Script“ vorführte.

Im Kreuzgang des Stiftsgebäudes war eine eigene Poster-Session angesetzt, in der laufende oder soeben abgeschlossene Projekte vorgestellt wurden. Hier war die Kommission mit einem Poster zu dem paläographischen „Katalog der festländischen Handschriften des neunten Jahrhunderts (mit Ausnahme der wisigotischen)“ vertreten, der aus dem Nachlass von Bernhard Bischoff herausgegeben wurde. Nach dem Erscheinen von Band 1 (1998: Aachen–Lambach) und Band 2 (2004: Laon–Paderborn) konnte nun der dritte Band zu Passau–Zwickau abgeschlossen und dem Verlag übergeben werden. Der nunmehr vollständige Katalog eröffnet einen Gesamtüberblick über die (erhaltene) Produktion der Skriptorien im 9. Jahrhundert und ermöglicht hierdurch eine Fülle neuer Ansätze für die zukünftige Forschung.

Abwechslungsreiche Kulturlandschaft

Das Abendprogramm bot reichlich Gelegenheit, die Vielfalt der St. Galler Institutionen kennen zu lernen. Im Stadthaus der Ortsbürgergemeinde begrüßten Arno Noger und der Vorsitzende der Kommission für die Herausgabe der mittelalterlichen Bibliothekskataloge Deutschlands und der Schweiz, Helmut Gneuss, die Tagungsteilnehmer. Außerdem wurden diese auch in die Räume des Stiftsarchivs und der Stiftsbibliothek eingeladen, wo sie jeweils eine Ausstellung ausgewählter Handschriften besuchen konnten.

Am auf die Tagung folgenden Samstag wurde noch eine Exkursion angeboten, die zunächst nach Schaffhausen führte, wo neben dem wunderschönen Münster und dem Museum auch die Bibliothek besichtigt wurde. Weiter ging es in das pittoreske Stein am Rhein mit einem Besuch des ehemaligen Benediktinerklosters Sankt Georgen.

Die Organisatoren der Tagung Rudolf Gamper (St. Gallen, Kantonsbibliothek, Vadianische Sammlung), Ernst Tresp (St. Gallen, Stiftsbibliothek), Andreas Nievergelt (Universität Zürich), Birgit Ebersperger (München, Bayerische Akademie der Wissenschaften) und Beat von Scarpattetti (Basel) konnten sich freuen über von vielerlei Seiten ausgesprochenes Lob zu einer rundum gelungenen und höchst anregenden Tagung.

DIE AUTORIN

Dr. Birgit Ebersperger ist wissenschaftliche Mitarbeiterin in der Kommission für die Herausgabe der mittelalterlichen Bibliothekskataloge Deutschlands und der Schweiz und hat den „Katalog der festländischen Handschriften des neunten Jahrhunderts (mit Ausnahme der wisigotischen)“ aus dem Nachlass von Bernhard Bischoff herausgegeben.



Akademie intern

Kurz notiert

VON SABINE WILLNER

Runde Geburtstage

90 Jahre

Prof. em. Dr. Lothar Jaenicke, Biochemie, korrespond. Mitglied (1978), am 14. September 2013.

85 Jahre

Prof. em. Dr. Dr. h. c. Wolfhart Pannenberg, D. D. mult. F.B.A., Systematische Theologie, ordentl. Mitglied (1977), am 2. Oktober 2013.

80 Jahre

Prof. em. Dr. Dr. h. c. Wolfgang Steglich, Organische Chemie, ordentl. Mitglied (1993), am 12. August 2013.

Prof. em. Dr. Dr. h. c. mult. Richard R. Ernst, Physikalische Chemie, korrespond. Mitglied (2000), am 14. August 2013.

75 Jahre

Prof. em. Dr. Dr. h. c. mult. Hubert Markl, Biologie, korrespond. Mitglied (1985), am 17. August 2013.

Prof. em. Dr. Heikki Solin, Lateinische Philologie, korrespond. Mitglied (1999), am 12. September 2013.

70 Jahre

Prof. a. D. Dr. Harald Siems, Deutsche Rechtsgeschichte, Geschichte des Kirchenrechts, geschichtliche Rechtsvergleichung und Bürgerliches Recht, ordentl. Mitglied (2002), am 24. September 2013.

65 Jahre

Prof. Dr. Friedrich Pukelsheim, Mathematik, ordentl. Mitglied (2002), am 8. September 2013.

Prof. Dr. Arndt Bode, Informatik, ordentl. Mitglied (2007), am 20. September 2013.

Verstorben

Prof. Dr. Werner Kaiser, Ägyptologie, korrespond. Mitglied (1984), * 7. Mai 1926, † 11. August 2013.

Claudia Brunner, wissenschaftliche Mitarbeiterin am Leibniz-Rechenzentrum (LRZ), * 8. Dezember 1949, † 31. August 2013.

Ehrendoktorwürden

Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Bernd Schünemann, Strafrecht, Strafprozessrecht, Rechtsphilosophie und Rechtssoziologie, ordentl. Mitglied (2008), Ehrendoktorwürden der Dongguk University Seoul/Südkorea und der Universidad Nacional Hermilio Valdizán/Peru.

Orden, Preise und Ehrungen

Prof. Dr. Arndt Bode, Informatik, ordentl. Mitglied (2007), Euro-Par Achievement Award 2013.

Prof. Dr. Hans Günter Hockerts, Neueste Geschichte und Zeitgeschichte, Mitglied der Kommission für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Bayerischer Verdienstorden 2013.

Junges Kolleg

JunProf. Daniel Leese, Ph. D., European Research Council Starting Grant.

Ausgeschiedene Mitarbeiter

Dr. Jürgen Weyenschops, wissenschaftlicher Mitarbeiter der Kommission für die Herausgabe des Briefwechsels von Friedrich Heinrich Jacobi, am 31. Juli 2013.

Neue Mitarbeiter

Jeanette Wilde, wissenschaftliche Mitarbeiterin am Leibniz-Rechenzentrum (LRZ), am 1. April 2013.

Dr. Barbora Schweitzer-Krylová, wissenschaftliche Mitarbeiterin der Kommission für die Herausgabe des Thesaurus linguae Latinae, am 1. August 2013.

Balasz Tukora, Ph. D., wissenschaftlicher Mitarbeiter am Leibniz-Rechenzentrum (LRZ), am 1. August 2013.

Thomas Böhm, wissenschaftlicher Mitarbeiter am Walther-Meißner-Institut (WMI), am 1. September 2013.

Dominik Bublak, technischer Mitarbeiter am Leibniz-Rechenzentrum (LRZ), am 1. September 2013.

Dr. Kirill Federov, wissenschaftlicher Mitarbeiter am Walther-Meißner-Institut (WMI), am 1. September 2013.

Leo Hackstein, wissenschaftlicher Mitarbeiter am Leibniz-Rechenzentrum (LRZ), am 1. September 2013.

Dr. Gaia Clementi, wissenschaftliche Mitarbeiterin der Kommission für die Herausgabe eines mittellateinischen Wörterbuches, am 1. Oktober 2013.

DIE AUTORIN

Sabine Willner M. A. bacc. phil. ist Mitarbeiterin der Presse- und Öffentlichkeitsarbeit der Bayerischen Akademie der Wissenschaften.

Dr. Karoline Döring, wissenschaftliche Mitarbeiterin der Kommission für das Repertorium „Geschichtsquellen des deutschen Mittelalters“, am 1. Oktober 2013.

Juliane Kunze, Verwaltungsangestellte am Leibniz-Rechenzentrum (LRZ), am 1. Oktober 2013.

Dr. Vicki Müller-Lüneschloß, wissenschaftliche Mitarbeiterin der Kommission zur Herausgabe der Schriften von Schelling, am 1. Oktober 2013.

Timothy Blaine Price, Ph. D., wissenschaftlicher Mitarbeiter im Forschungsprojekt „Ptolemaeus Arabus et Latinus“ (Kommission für Wissenschaftsgeschichte) und Mitarbeiter in der Akademieverwaltung (IT-Referat), am 1. Oktober 2013.

Bernhard Schmidt, wissenschaftlicher Mitarbeiter am Leibniz-Rechenzentrum (LRZ), am 1. Oktober 2013.

Günter Zeimet, technischer Angestellter am Leibniz-Rechenzentrum (LRZ), am 1. Oktober 2013.

Dienstjubiläen

25-jähriges Dienstjubiläum

Dr. Edith Burkhart-Funk, Redaktorin des Bayerischen Wörterbuches (Kommission für Mundartforschung), am 1. Oktober 2013.

Klaus-Dieter Leschhorn, wissenschaftlicher Mitarbeiter am Leibniz-Rechenzentrum (LRZ), am 1. Oktober 2013.

Weitere Personalien

Prof. Dr. Gerhard Abstreiter, Physiker, ordentl. Mitglied (2007), wurde zum neuen Direktor des Institute for Advanced Study der Technischen Universität München (TUM-IAS) ernannt.



Ehrung

FÜR SEINE LEBENSLEISTUNG im „Parallel Computing“ erhielt Arndt Bode den diesjährigen Euro-Par Achievement Award der europäischen Konferenz für paralleles und verteiltes Rechnen. Der Inhaber des Lehrstuhls für Rechnerarchitektur und Rechnerorganisation der TU München ist ordentliches Mitglied der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, seit Mai 2013 als Sekretar der Mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse der Akademie Mitglied ihres Vorstandes und Direktor des Leibniz-Rechenzentrums. Der Schwerpunkt von Professor Bodes Forschung liegt auf der effizienten Bereitstellung hoher Rechenleistung mit Hilfe paralleler und verteilter Rechnerarchitekturen. ■



Förderung

EINEN MIT 1,44 MILLIONEN Euro dotierten European Research Council Starting Grant erhält Daniel Leese, Juniorprofessor für Geschichte und Politik des modernen China in Freiburg und Mitglied des Jungen Kollegs der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Die vom Europäischen Forschungsrat (ERC) gewährte Förderung wird für zukunftsweisende Forschungsvorhaben vergeben. In dem durch den Starting Grant finanzierten Projekt werden sechs Forscherinnen und Forscher unter Leitung von Daniel Leese fünf Jahre lang die politischen und gesellschaftlichen Konsequenzen der Abkehr vom Maoismus erforschen. ■

Dezember 2013 bis März 2014

DEZEMBER 2013

Samstag, 7. Dezember 2013**Feierliche Jahressitzung 2013**

Mit dem Festvortrag „Experimente in der Wirtschaftspolitik“ von Prof. Dr. Monika Schnitzer (München/BAdW)

*Herkulesaal,
Residenz
80539 München
10.00 Uhr*

Nur mit Einladung**Mittwoch, 11. Dezember 2013****Neuerscheinungen 2013**

Buchpräsentation der Kommission für bayerische Landesgeschichte bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften

*Phil.-hist. Sitzungssaal
19.00 Uhr*

Anmeldung erforderlich unter post@kbl.badw.de**Freitag, 13. Dezember 2013****Klassensitzungen**

*Sitzungssäle
15.00 Uhr*

Nur für Mitglieder der Akademie und des Jungen Kollegs

JANUAR 2014

Freitag, 10. Januar 2014**Klassensitzungen**

*Sitzungssäle
15.00 Uhr*

Nur für Mitglieder der Akademie und des Jungen Kollegs**Mittwoch, 29. Januar 2014****Evaluation in der Wissenschaft**

Kaminabend mit Dr. Dr. habil. Lutz Bornmann (Max-Planck-Gesellschaft), organisiert vom Jungen Kolleg der Akademie

*Vorbibliothek
18.00 Uhr*

Nur mit Einladung

FEBRUAR 2014

Freitag, 7. Februar 2014**Klassensitzungen (mit Vorwahlen)**

*Sitzungssäle
15.00 Uhr*

Nur für Akademiemitglieder**Freitag, 14. Februar 2014****Ptolemaeus Arabus et Latinus**

Projektvorstellung der Kommission für Wissenschaftsgeschichte mit Vortrag und Führung durch die Sammlung

*Voraussichtlicher Veranstaltungsort:
Deutsches Museum
Museumsinsel 1
80538 München
16.00 Uhr*

Anmeldung erforderlich unter anmeldung@badw.de**Freitag, 21. Februar 2014****Plenar- und Gesamtsitzung (mit Mitgliederwahl)**

*Sitzungssäle
15.00 Uhr*

Nur für Akademiemitglieder

MÄRZ 2014

Samstag, 8. März 2014**Frauen an der Bayerischen Akademie der Wissenschaften**

Ausstellung des Akademiearchivs am Tag der Archive 2014

*Bayerisches Hauptstaatsarchiv
Schönfeldstr. 5–11
80539 München
10.00–17.00 Uhr*

Dienstag, 11. März 2014**Soziale Insekten in einer globalisierten Welt**

Rundgespräch der Kommission für Ökologie, organisiert von Jürgen Heinze (Regensburg/BAdW), Widmar Tanner (Regensburg/BAdW) und Andreas Bresinsky (Regensburg)

*Phil.-hist. Sitzungssaal
9.00–17.15 Uhr*

Nur mit Einladung

Die Vermessung Bayerns – 450 Jahre Philipp Apians „Große Karte“

VOR 450 JAHREN übergab Philipp Apian (1531–1589) sein kartographisches Meisterwerk, die „Große Karte“ von Bayern, an Herzog Albrecht V. Eine Ausstellung der Bayerischen Vermessungsverwaltung in Kooperation mit der Bayerischen Staatsbibliothek zeigt diesen Meilenstein der Vermessung und Kartographie Bayerns vor seinem zeitgeschichtlichen Hintergrund und fächert ein Netz an Querverbindungen auf, die von der Antike bis in die Gegenwart führen. So hatte bereits Claudius Ptolemäus in seiner „Geographia“ die astronomische Positionsbestimmung beschrieben. Im Lauf der Jahrhunderte gelang es dann immer besser, die Lage einzelner Orte exakt zu bestimmen. Das Wissen der Antike blieb jedoch aktuell: Noch Philipp Apian griff nicht nur auf die Erkenntnisse seines Vaters Peter Apian, sondern auch auf Koordinaten aus der Kosmographie des Ptolemäus zurück.

Apians „24 Bayerische Landtafeln“ von 1568 (im Bild die Übersichtskarte) sollten für die nächsten 250 Jahre die alleinige Grundlage für Kar-

tenmacher in Bayern bleiben. Selbst Napoleon benutzte Apians Werk, als er in Bayern einmarschierte. Weil sich die Tafeln aber nicht für militärische Zwecke eigneten, beauftragte er eine „Commission des Routes“ mit der topographischen Aufnahme Bayerns. Dieses Projekt führte Kurfürst Max IV. Joseph fort: 1801 gründete er das Topographische Bureau – und damit auch die Bayerische Vermessungsverwaltung, die das Land fortan u. a. kartographisch und katastertechnisch erfassen sollte. Mitglieder der Bayerischen Akademie der Wissenschaften waren Wegbereiter dieser Entwicklung, darunter Adrian von Riedl und Georg von Reichenbach. Erst die Blätter des „Topographischen Atlas des Königreiches Bayern“ (1:50.000) übertrafen Philipp Apians Landtafeln. ■

Ausstellung vom 16.11.2013 bis 16.2.2014

Bayerische Staatsbibliothek

Fürstensaal und Schatzkammer (1. Stock)

Ludwigstr. 16, 80539 München

Informationen und Führungstermine: www.bsb-muenchen.de



Auf einen Blick

Die Bayerische Akademie der Wissenschaften, gegründet 1759 von Kurfürst Max III. Joseph, ist eine der größten und ältesten Wissenschaftsakademien in Deutschland. Sie ist zugleich Forschungseinrichtung von internationalem Rang und Gelehrten-gesellschaft.



Internationale Kooperation: Aktuelle Grabungskampagne der Akademie im Trentino. Zu sehen sind Freilegungsarbeiten am frühmittelalterlichen Straßenbelag (rechts) und an Trockenmauern von begleitenden Gebäuden. Gearbeitet wird mit Kelle und Staubsauger, anschließend wird fotografiert und zeichnerisch dokumentiert.

Sie interessieren sich für die Veranstaltungen des Hauses oder die Zeitschrift „Akademie Aktuell“? Gerne nehmen wir Sie in unseren Verteiler auf.

KONTAKT

Dr. Ellen Latzin
Tel. 089-23031-1141
presse@badw.de

Außeruniversitäre Forschungseinrichtung ...

Die rund 360 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Akademie betreiben in 36 Kommissionen Grundlagenforschung in den Geistes- und Naturwissenschaften. Der Schwerpunkt liegt dabei auf langfristigen Vorhaben, die die Basis für weiterführende Forschungen liefern und die kulturelle Überlieferung sichern, darunter

kritische Editionen, wissenschaftliche Wörterbücher sowie exakt erhobene Messreihen. Die Akademie, die seit 1959 im Nordostflügel der Münchner Residenz beheimatet ist, ist ferner Trägerin des Leibniz-Rechenzentrums, eines von drei nationalen Höchstleistungsrechenzentren, und des Walther-Meißner-Instituts für Tieftemperaturforschung. Beide

Einrichtungen haben ihren Sitz in Garching bei München.

... und Gelehrte Gesellschaft

Die Mitglieder bilden die Gelehrte Gesellschaft der Akademie. Satzungsgemäß müssen sie durch ihre Forschungen zu einer „wesentlichen Erweiterung des Wissensbestandes“ beigetragen haben. Eine Selbstbewerbung ist nicht möglich. Die ordentlichen Mitglieder, mit Wohnsitz oder Dienort in Bayern, sind stimmberechtigt und zur Teilnahme an den Sitzungen und Arbeiten der Akademie verpflichtet. Derzeit hat die Akademie 173 ordentliche und 147 korrespondierende Mitglieder sowie ein Ehrenmitglied. Dem exzellenten Nachwuchs in Bayern dient das Junge Kolleg, das den Mitgliedern neben finanzieller Unterstützung ein hochkarätiges Forum für den interdisziplinären Austausch bietet. Sie treffen sich u. a. mit dem Präsidenten und ihren Mentoren in der Akademie.

Mit regelmäßigen Veranstaltungen – auch in Kooperation mit Universitäten und anderen Wissenschaftseinrichtungen – wendet sich die Akademie an das wissenschaftliche Fachpublikum und die interessierte Öffentlichkeit: Vortragsreihen, Podiumsdiskussionen oder Gesprächsabende informieren über neue Erkenntnisse aus Wissenschaft und Forschung. ■

Impressum

HERAUSGEBER

Prof. Dr. rer. nat. Karl-Heinz Hoffmann
Präsident der Bayerischen Akademie der Wissenschaften (BAW)

KONZEPT UND CHEFREDAKTION

Dr. Ellen Latzin
Presse- und Öffentlichkeitsarbeit der BAdW

ART DIRECTION

Tausendblauwerk, Michael Berwanger
info@tausendblauwerk.de
www.tausendblauwerk.de

VERLAG UND ANSCHRIFT

Bayerische Akademie der Wissenschaften
Alfons-Goppel-Straße 11, 80539 München
Tel. 089-23031-0
info@badw.de

ISSN 1436-753X

ANZEIGEN

Presse- und Öffentlichkeitsarbeit der BAdW

HERSTELLUNG

Landesamt für Vermessung und Geoinformation
Alexandrastraße 4, 80538 München

REDAKTIONSSCHLUSS DIESER AUSGABE

21. Oktober 2013

Erscheinungsweise: 4 Hefte pro Jahr. Der Bezugspreis ist im Mitgliedsbeitrag der Freunde der BAdW enthalten. Die Texte dürfen nur mit Genehmigung der BAdW reproduziert werden, um ein Belegexemplar wird gebeten. Die Wiedergabe der Abbildungen ist mit den Inhabern der Bildrechte abzuklären. Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben die Meinung der Autoren wieder. Sie finden das Magazin auch unter www.badw.de.